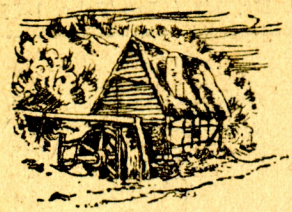


Deine HEIMAT

Jan./Febr. 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 1/2

Es wächst viel Brot in der Winternacht,
weil unter dem Schnee frisch grünet die Saat:
erst wenn im Lenze die Sonne lacht,
spürst du, was Gutes der Winter tat.

Und deucht die Welt dir öd und leer,
und sind die Tage dir rauh und schwer:
Sei still und habe des Wandels acht, —
es wächst viel Brot in der Winternacht.

Friedrich Wilhelm Weber

Flammersfeld

Wann die ersten Menschen in das Gebiet, welches heute das Kirchspiel Flammersfeld bildet, ihren Einzug hielten, wissen wir nicht. Doch steht fest, daß dieses eigentlich nur aus zwei Höhenzügen bestehende Land seit Jahrhunderten eine Verwaltungseinheit bildet. Geographisch gesehen, wird es im Süden von der Wied und im Norden vom Mehrbach begrenzt. Geteilt in zwei Höhenrücken wird es durch das kleine Ahlbachtal. Die meist steil abfallenden Talränder sind bewaldet, während sich vom oberen Rand der Täler zum Kamm hin die hügeligen Felder ausbreiten. Von den Höhen ziehen sich viele enge, tiefeingeschnittene, im oberen Teile meist bewaldete Schluchten zu den Tälern hin. Die Täler der drei Bäche bilden ausschließlich Wiesen.

Wie gesagt, wir wissen nicht, wann die ersten Menschen hier ihren Einzug hielten, aber daß in die Zeit der Germanen die Gründung der meisten Dörfer unserer Heimat fällt, deuten uns ihre Namen an. Und somit beginnt mit den Germanen für uns die überlieferte Geschichte. Wenn wir uns mit der Geschichte befassen, so wollen wir nicht nur Vergangenes betrachten, sondern aus ihr die Verpflichtung mitnehmen für das Heute und Morgen unserer Heimat.

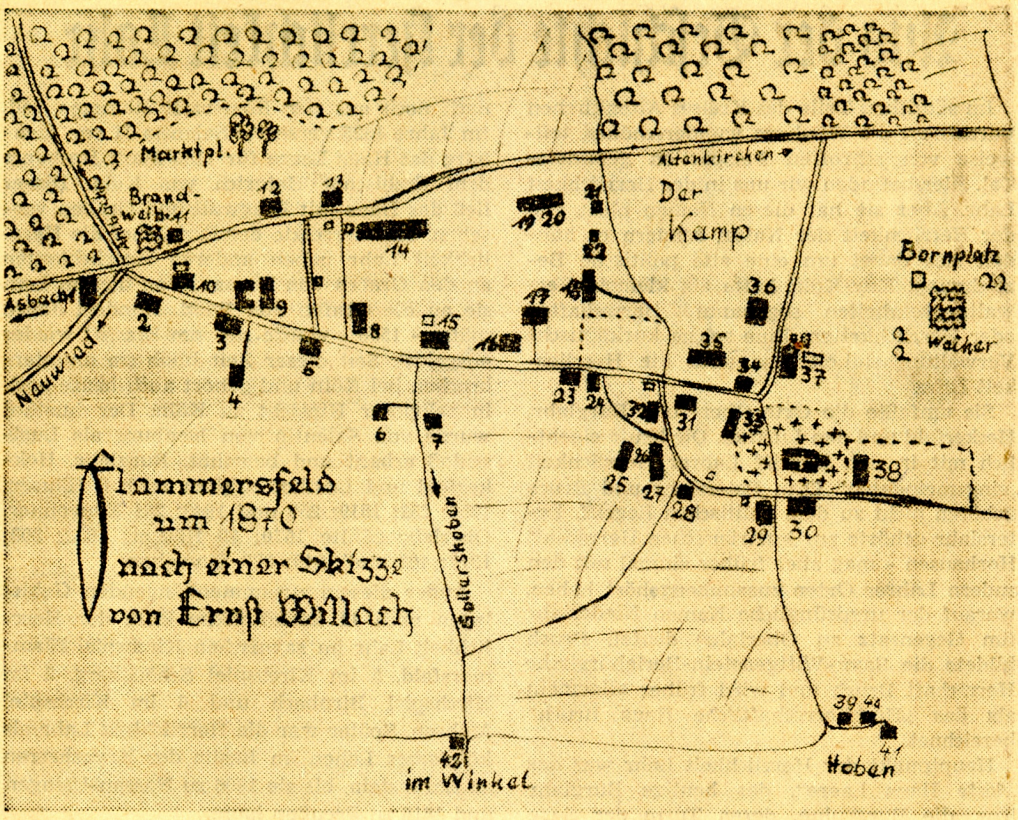
Zur Zeit der Franken verlief die Grenze des Kirchspiels, am Mehrbach bei Kescheid beginnend, diesem entlang bis zur Einmündung in die Wied bei Ehrenstein, dann wiedaufwärts - die Dörfer Burg- und Oberlahr umgehend - bis Obernau, von hier durch das Birnbachtal bis Walterschen, an Giershausen vorbei bis Ziegenhahn und Hahn und dann durch den Hück bis Kescheid. Dieses Gebiet bildete bereits in der fränkischen Gauverfassung innerhalb des Auelgaues eine sogenannte Honschaft.

Wann und von wo das Christentum bei uns Einzug gehalten hat, wissen wir ebenfalls nicht zweifelsfrei anzugeben. Fest steht, daß unsere Heimat immer Grenzland war und daß das Christentum sowohl von Köln her - was als wahrscheinlicher gilt - als auch von der Lahn her zu uns gekommen sein kann. Jedenfalls brachte sein Einzug das Ende des „heiligen Bezirks" der Honschaft, zu dem der ganze Gemeindebezirk Orfgen einschließlich Krämgen mit dem Mittelpunkt „Hümmerich" gehörte. Hier wurde in früheren Zeiten Recht gesprochen, aber auch den Göttern gedient und wohl in der Hauptsache dem Bauerngott Thor oder Donar. Wir wissen, daß fast überall der Gott Thor durch St. Michael verdrängt wurde, und so dürfte auch hierin der Grund zu suchen sein, daß die Kirche zu Flammersfeld diesem Heiligen geweiht wurde.

Mit der Errichtung der Kirche (zuerst als Kapelle von Altenkirchen) wurde der religiöse und auch der verwaltungsmäßige Mittelpunkt der Honschaft nach Flammersfeld verlegt. Wann die alte frühromanische Basilika erbaut wurde, ist unbekannt. Von Fachgelehrten wurde der Anfang des 11. Jahrhunderts angegeben. Aus dem Jahre 1109 haben wir schon Nachricht von ihr.

Damals gehörten wir zum Auelgau. Bei der Teilung des Frankenreiches wurde hier wieder Grenzland. Es ist umstritten, ob der ganze Auelgau zu Lotharingien (dem Mittelreich) gehörte, jedenfalls deutet die hier verlaufende Sprachgrenze darauf hin, daß unser Kirchspiel bereits um diese Zeit eine andere Entwicklung nahm als die benachbarte Pfarrei Asbach mit ihrer Filiale Oberlahr.

Nach dem Zerfall der fränkischen Gauverfassung setzte ein Hin und Her in der Zugehörigkeit ein. Wohl blieb das Kirchspiel als gemeinsames Gebiet erhalten. Wohl gehörte es schon früh zur Grafschaft Sayn. Doch blieb es Lehnsgebiet des Erzbistums Köln und wurde auch vielfach zum Streitobjekt der einzelnen Herren des Westerwaldes. Die Sayner verpachteten ihre Einnahmen - den Zehnten - und aus dem 14. und 15. Jahrhundert wissen wir, daß der Zehnte an zehn verschiedene Inhaber verpachtet war. So erhielten die Burggrafen vom Drachenfels 1/4 des Zehnten. Die von Welteroth und von Reifenberg erhielten zusammen 1/4. (Drachenfels und Reifenberg waren Verwandte der Grafen Walbott von Bassenheim). Die restliche Hälfte war in 7 Stämme geteilt und zwar: Johann und Wilhelm Brambach je 1. Teil. (Diese gingen später - 1594 bereits angeführt - an die Grafen von Nesselrode und Conrad Stroe über), Kalenborn 1 Teil, Ge-



Zur Erläuterung vorstehender Skizze:

1. Bürgermeisteramt, 2. W. Ginsberg, 3. Adolf, 4. Is. Moses, 5. Hollerbach, 6. Schneider Schuh, 7. Pinkel, 8. Bergmann, 9. Chr. Bettgenhäuser, 10. Chr. Lanzendörfer, 11. Schuhmacher Kraus, 12. Holzapfel, 13. Hommer-Balzer, 14. Seifen, 15. Lehrer Strunk, 16. Steuerempf. Müller, 17. Bettgenhäuser, 18. Quast, 19. Räder, 20. Faßbender, 21. Dickten, 22. Schuh, 23. Max Kraus, 24. H. Krämer, 25. Gerichtsbote Schüler, 26. Vorsteher Weingarten, 27. Lindscheid, 28. Polizei Scharfenstein, 29. Schreiner Schüler, 30. P. Flammersfeld, 31. Reiferscheid, 32. P. Schneider, 33. Fritz Bettgenhäuser, 34. Adorf, 35. Karl Flammersfeld, 36. Dr. Damann, 37. Pfarrhaus, 38. Schule, in Haben: 39. Klein, 40. Becker, 41. Hollerbach. Im Winkel: 42. Katzwinkel.

vertzhagen und Seelbach je 1 Teil. Ebenfalls je 1 Teil Wiedenstein, Hollenkausen und Quardtfassele.

Daraus erklärt sich, daß später Erbstreitigkeiten um die Anrechte in Flammersfeld zwischen Gevertzhagen und Widderstein entstehen. Daraus erklärt sich auch, wenn nach dem Aussterben des Geschlechtes von Flammersfeld - 1413 - ein Johann von Sailbach in die Rechte seiner Väter eingesetzt wird und er sich als Lehnsmann des Grafen von Sayn Johann von Flammersfeld nennt. Aber die Geschlechter und Namen, die mit Flammersfeld zusammen im Laufe der Jahrhunderte genannt werden, sind so zahlreich, daß sie hier gar nicht alle genannt werden können, und es mag genügen, zu wissen, daß Flammersfeld zur Grafschaft Sayn gehörte, später zu Sayn-Hachenburg, dann zu Nassau-Weilburg und z. Zt. Napoleons zum Fürstentum Nassau, bis nach den Befreiungskriegen unsere Heimat zu Preußen kam, womit die gebietliche Entwicklung für fast 130 Jahre ihr Ende gefunden hatte. Nach dem zweiten Weltkrieg kam dann die Heimat zu Rheinland-Pfalz. Wie oft auch die Herrschaft in all den Jahren geändert hat: die Hauptsache: Die Bewohner blieben gute Deutsche.

Aus der Geschichte der Herrlichkeit Lahr

Im südlichen Teile des Kreises Altenkirchen durchfließt die Wied ein wunderschönes, teilweise von schroffen Felspartien gebildetes Tal. Hier befinden wir uns in der Herrlichkeit Lahr. Aber sie hat diesen Namen nicht von der Herrlichkeit der Natur, sondern es handelt sich dabei um eine alte politische Bezeichnung. Kur-Köln hatte als kleinste Verwaltungseinheiten sogenannte Herrschaften oder Herrlichkeiten. Eine solche kurkölnische Verwaltungseinheit war auch die Herrlichkeit Lahr.

Sie umfaßte die Orte Ober- und Burglahr, Heckerfeld und den Lusthof. Die heute eigentlich mit in den Begriff Lahrer Herrlichkeit „eingemeindeten" Orte Peterslahr und Bruch gehören nicht zu dem politischen Begriff. Peterslahr gehörte zur kurtrier'schen Herrschaft Horhausen - mag aber früher einmal mit den andern Lahrer Orten zusammengehört haben, worauf der ursprüngliche Namen Niederlahr (im Gegensatz zu Oberlahr) deutet. Bruch bildete die Sayn-Wittgenstein-Berleburgische Herrschaft Bruch und wird früher allgemein als das „Hochherrschaftliche Haus Bruch" bezeichnet.

Hauptpunkt der Herrlichkeit Lahr war das „feste Haus Laere", das heutige Burglahr bzw. die Burgruine, deren Turm der Sage nach noch aus der Römerzeit stammen soll. Im Jahre 1325 versetzte Salentin II von Isenburg das Haus Laere für 1100 Mark Brabants dem Erzbischof Heinrich von Köln. Dieser ließ das Haus mit Ringwall und Graben versehen. 1449 versetzte der Erzbischof die Herrlichkeit Lahr neben anderen Herrlichkeiten an den Grafen von Nassau. Von diesem kam sie an die Grafen von Wied. Hundert Jahre später - 1550 - wurde sie vom Erzstift wieder ausgelöst. Seit dieser Zeit blieb sie ununterbrochen bei Köln und gehört auch heute noch in religiöser Hinsicht zu Köln. Der Lusthof wurde von Salentin von Isenburg als Lustschloß erbaut und bewohnt. Burglahr, Hekkerfeld und Lusthof zählten 1670: 8 Häuser; 1853: 252; 1919: 250 und 1949: 281 Einwohner. Oberlahr zählte 1670: 15 Häuser; 1853: 308; 1919: 402 und 1949: 577 Einwohner.

Außer diesem zusammenhängenden Gebiet lagen noch 11 kurkölnische Höfe der Herrlichkeit Lahr im saynischen Kirchspiel Flammersfeld, 5 im Kirchspiel Schöneberg, 2 im Kirchspiel Birnbach und 6 im Kirchspiel Mehren. Später war die Herrlichkeit Lahr als kölnisches Lehen im Besitz der Kreuzherren zu Ehrenstein, bis sie 1806 zu Nassau-Usingen und 1816 zu Preußen kam.

Die Kirche und kirchliche Gebäude in Flammersfeld

Wie wir bereits im ersten Teil gesehen haben, stammt unsere Kirche aus dem Anfang des 11. Jahrhunderts. Von einer Holzkirche ist nichts bekannt. Es kann also angenommen werden, daß in Flammersfeld gleich eine Steinkirche errichtet wurde. Darauf deutet auch alles in den alten Teilen hin. Sie ist im frühromanischen Basilikastil erbaut. Die kleinen Nischen in der Wand zwischen Mittel- und nördlichem Seitenschiff sind die ursprünglichen Fenster der alten Wehrkirche. So wird die 1109 bereits nachgewiesene Kapelle aus Chor und Mittelschiff und dem Turm, letzterer jedoch mit flacherem Turmhelm, bestanden haben. Wann der Helm des Turmes höher gezogen wurde, ist unbekannt, jedoch zeigen Türme aus jener Zeit keine derartig schlanken und hohen Helme, so daß es baugeschichtlich schon unmöglich ist, diesen heutigen Helm der Kirche als aus deren Frühzeit zu bezeichnen.

Obwohl die Kirche für damalige Verhältnisse reichlich groß war, wurde sie doch schon frühzeitig durch den Anbau eines nördlichen Seitenschiffes erweitert. Es wurde im 15. Jahrhundert in spätgotischem Stil errichtet. 1914 mußte es weitgehend abgerissen und erneuert werden. Nur ein kleiner Teil des alten Seitenschiffes blieb erhalten. Wohl ehemals der Raum für einen Seitenaltar (vielleicht stand hier der Altar mit dem heutigen Gnadenbild zu Niedermühlen), befindet sich dort heute das Ehrenmal für die Toten des Kirchspiels aus den Kriegen 1870/71, 1905 und 1914/18. Dieser alte Teil des Seitenschiffes ist leicht an der gotischen Pfeilerdecke zu erkennen.

Bereits im 14. Jahrhundert muß die Kirche über reichen Bilderschmuck an den Wänden verfügt haben. Bei den Erneuerungsarbeiten 1923 wurden nämlich an den Wänden des Mittelschiffes Reste alter Gemälde festgestellt. Sie waren jedoch zu spärlich, um an eine Renovierung zu denken. Lediglich über dem Chorbogen konnte der Umriß einer gan-

zen Marienfigur, wahrscheinlich aus einer Kreuzigungsgruppe, festgestellt werden.

1605 - nach Einführung der reformierten Lehre - setzte auch hier die „Bilderstürmerei" ein. Gemälde, Plastiken, Altäre und Orgel (?) wurden aus der Kirche entfernt. Damals soll auf abenteuerlichem Wege das Gnadenbild nach Niedermühlen gekommen sein. Eine in Stein gehauene Kreuzigungsgruppe wird damals im Pfarrhaus in die Wand eingemauert worden sein. Sie wurde vor wenigen Jahren bei Instandsetzungsarbeiten in der heutigen Pension zur Erholung in der Wand entdeckt, leider erst, als der Stein schon zertrümmert war. In dieser Zeit sind sicherlich auch die Bilder an den Wänden des Mittelschiffes überstrichen worden, denn: . . . Du sollst dir kein Bildnis machen . . .

Im 17. Jahrhundert wurde das südliche Seitenschiff in stilloser Form angebaut. Da es so schlecht war, daß es bereits 1896 wieder wegen Baufälligkeit abgerissen werden mußte, wurde ein neues Seitenschiff erbaut. Dies wurde den beiden bereits in der Kirche verwendeten Baustilen - frühromanisch und spätgotisch - angepaßt. Durch Einbau einer großen Empore wurde das Fassungsvermögen der Kirche noch erweitert.

1850 wurde eine neue Orgel beschafft. „Sie ist ein unvollkommen Werk" schrieb der damalige Pfarrer in die Kirchenchronik, aber noch heute begleitet sie die Gemeinde beim Gesang während des Gottesdienstes.

1860 gingen Kirche und der sie umgebende Kirchhof in das Eigentum der Kirchengemeinde über. Inzwischen hat der Kirchplatz mancherlei Umgestaltung erfahren und ist heute eine würdige Umrahmung unserer altehrwürdigen Kirche.

Drei Glocken sind vorhanden. Sie stammen aus den Jahren 1439, 1496 und 1714. Die älteste - der Größe nach mittlere - war dem Kirchenpatron St. Michael geweiht. Die zweite - kleinste - Glocke St. Bernhard und die jüngste - größte - Glocke Maria. Gerade über das Alter der großen Glocke ist mancherlei Irrtum entstanden. Ihre Jahreszahl ist als 1714 zu lesen. Die unten offene 8

Die Kirche in Flammersfeld

(Odalsrune) ist eine 4. Doch hat man außer 1718 auch 1418, ja 1218 gelesen. Man ging bei 1418 davon aus, daß diese Glocke, wie auch die kleine, 1496 gegossene, Glocke von einem Peter von Echternach gegossen wurde. Auch war man der Ansicht, daß nach der Reformation keine Glocke mehr Maria genannt worden sei. Doch sind diese Überlegungen alle nichtig, da schließlich die Inschrift uns das Jahr 1714 angibt und somit das richtige Alter nennt.

1925 wurde auf dem Kirchplatz ein Denkmal zur Erinnerung an die Gefallenen der Kriege von 1870/71, 1905 und 1914/18 errichtet.

Einen großen „Verschleiß" hatte die Kirchengemeinde an Pfarrhäusern. So berichtet Pfarrer Höcker 1755 von einem kleinen alten Pfarrhaus, welches auf der Kirchhofsmauer stand (etwa in der Höhe des heutigen Jugendheimes, jedoch weiter nördlich). Höcker selbst hat wohl nicht in diesem Hause gewohnt, sondern im Hause seines Schwiegervaters, des hochgräflichen Richters Hachenberg (heutiges Blütenhöfchen), denn sein Nachfolger Balzar teilt im Verzeichnis der Kirchenstühle mit, daß seiner Familie die Kirchenstühle des Richters Hachenberg bzw. des Pfarrers Hoecker gehören, da er mit dem Hause derselben auch die sonstigen Rechte von Hoecker gekauft habe. Wie lange das Haus Hachenbergs als Pfarrhaus gedient hat, ist unbekannt. Jedenfalls beschwert sich Pfarrer Müller, als er 1791 nach Flammers-

feld kam, über das alte unwohnliche Pfarrhaus. 1836 konnte er dann ein neues Pfarrhaus unmittelbar an der Straße beziehen. Es hat nicht allzuvielen Pfarrern als Wohnung gedient, denn 100 Jahre später wurde es bereits abgebrochen und das heutige Pfarrhaus bezogen.

Ob die heutige Pension zur Erholung, die um die Zeit des Dreißighährigen Krieges erbaut wurde, einmal Pfarrhaus war, ist noch nicht einwandfrei geklärt. Vermutet wird, daß Pfarrer Iskenius, der 1668 nach Flammersfeld kam, dort „residiert" hat. Nachgewiesen ist jedenfalls, daß seine Söhne in diesem Hause gelebt haben. Es kann als sicher angenommen werden, daß ihnen das Haus bereits als Kirchspielsschule gedient hat.

Eine neue Bauperiode trat nach 1933 ein. In dieser Zeit wurde das heutige Pfarrhaus gebaut. Ebenfalls wurde das schon vor dem ersten Weltkrieg geplante Gemeindehaus als Jugendheim erbaut und in der Kirche ein Ehrenmal für die Gefallenen errichtet, wie bereits weiter oben erwähnt. 1955 fand dieses Ehrenmal seine Ergänzung durch ein im Turm-Eingang errichtetes Ehrenmal für die Toten und Vermißten des zweiten Weltkrieges.

Die Sage der gebil'ten Eiche

Am Wege zwischen Peterslahr und Obersteinebach steht im Wald eine Eiche, die ein Kruzifix trägt. Im Volksmund wird sie deshalb die gebil'te Eiche genannt. In alten Zeiten ging einmal um die Mitternachtsstunde ein Mann des Weges und hörte plötzlich ein feines Singen. Obwohl ihn die Angst befiel, zwang ihn doch etwas, den Tönen zu folgen, und er sah bald eine lichte Gestalt auf sich zuschweben. Da sie ihn freundlich anredete, schwand seine Furcht. Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, fragte er: „Wer bist du, holdes Wesen?" Da schwebte sie ganz nahe an ihn heran und sagte: „Wanderer, höre zu und merke, was ich dir zu sagen habe: Eine verzauberte Ritterstochter bin ich. Lange Jahre habe ich auf diesen Tag gewartet. Diese Stunde kann mir Erlösung bringen von großer Qual, sofern du, Wanderer, tust, was ich dir sage und wozu du auserwählt bist. Glück und Reichtum sollen dein Lohn sein". „Gern will ich alles tun, was dir helfen kann", sprach der Mann, „sage nur, wie ich es anfangen muß!" Da sprach die Erscheinung: „Du darft niemand etwas erzählen von dem, was du hier hörst und siehst. Sei morgen abend um die gleiche Stunde wieder an dieser Stelle! Auch ich werde wieder hier sein, aber nicht als Jungfrau, sondern als Kröte, die einen Schlüssel im Munde trägt. Diesen Schlüssel mußt du mir mit deinem Munde abnehmen. Fasse ja nicht mit den Händen danach!" Kaum war dies ausgesprochen, war der ganze Spuk verschwunden. Der Wanderer ging seines Weges weiter, doch seine Gedanken waren ständig bei dem Erlebten.

Am nächsten Abend war er zur gleichen Stunde wieder an der Eiche. Ein wenig graute ihn in dem dunklen Walde. Plötzlich kam die Kröte mit funkelnden Augen auf ihn zugehüpft. Der Schlüssel blinkte schwach und sagte dem Manne, was er zu tun habe. Ohne Furcht kniete er nieder und beugte sich mit dem Munde der Kröte entgegen. Schon wollte er die Lippen öffnen, um den Schlüssel zu nehmen, da befiel ihn vor dem garstigen Tiere ein solcher Ekel, daß er aufsprang und davonrannte. Hinter sich hörte er, kaum daß er einige Schritte gelaufen war, einen furchtbaren Aufschrei. Dann klagte es traurig: „O Jammer, o weh, die Stunde ging, ohne daß sie mir Erlösung brachte. Wieder muß ich warten Jahr um Jahr, Jahrhunderte lang. Die Eichel, die eben zu Boden fiel, muß zu einem kräftigen Baume heranwachsen. Aus seinem Stamme werden Bretter geschnitten, und daraus wird eine Wiege gebaut. Wer zuerst als Kind hineingelegt wird, kann mich als Erwachsener erlösen. Du, o Wanderer, hättest es vermocht, denn du hast als Kind in einer solchen Wiege gelegen. Mit dem Schlüssel hättest du den Turm in Burglahr erschließen können. Darin steht eine mit schwerem Eisen beschlagene Kiste aus starkem Eichenholz, bis obenan mit Gold und Edelsteinen gefüllt. Diese Schätze hättest du nehmen und in drei Teile teilen müssen. Einen Teil für dich, den zweiten für die Kirche in Peterslahr und den dritten Teil für die Armen der Umgebung. Diese Schätze sind nämlich von den Rittern von Burglahr, meinen Ahnen, zu Unrecht erworben worden. Ich aber muß diese Freveltat büßen."

Die Beiträge dieser Nummer schrieb unser Mitarbeiter Erwin Katzwinkel, Flammersfeld.
(Die Schriftleitung)

Flammersfelder Straßennamen

Zwei Straßennamen erinnern an Raiffeisen

Als die Gemeinde Flammersfeld daran ging, ihren Straßen Namen zu geben, wurden wohl - wie immer in solchen Fällen - mancherlei Vorschläge in Erwähnung gezogen. Die Namen, die schließlich ausgewählt wurden, geben manchen Einblick in die alte Ortsgeschichte, aber auch in manch anderes Geschehnis.

Die Rheinstraße ist die durch den Ort führende Bundesstraße 256. Erbaut wurde die Straße als Verbindungsstraße vom Rhein in den Westerwald, von Neuwied nach Weyerbusch. Die Anregung ging von Raiffeisen aus, als er Bürgermeister in Flammersfeld war. Als er während der Bauarbeiten als Bürgermeister nach Heddesdorf ging, wurde ihm die Bauleitung über die Straße auf Vorstellung des Landrates und der Bürgermeistereivertretung Flammersfeld belassen. Wöchentlich mehrmals mußte er den Weg von Heddesdorf nach Flammersfeld hoch zu Roß unternehmen und die gleichzeitig in Arbeit genommenen Baustellen bei Heddesdorf, Anhausen und Flammersfeld inspizieren.

Die Raiffeisenstraße, früher allgemein „Dorfstroß" genannt, erhielt ihren Namen, weil in ihr das Amtsgebäude Bürgermeister Raiffeisens lag. Hier entstand der „Flammersfelder Hilfsverein zur Unterstützung minderbemittelter Landwirte". Hier wurden die Eingaben an die Regierung zur Verkehrsverbesserung (Straßenbau, Postbeförderung usw.) ausgefertigt und hier fanden seine in Weyerbusch begonnenen Genossenschaftsgedanken weitere Nahrung. So war es selbstverständlich, daß diese Straße seinen Namen erhielt.

Die Siebengebirgsstraße führt über Asbach nach Honnef am Siebengebirge und hat hiervon ihren Namen bekommen.

Die Ahlbacherstraße hat ihren Namen nach dem zur Gemeinde Flammersfeld gehörenden Orte Ahlbach, den sie mit Flammersfeld verbindet.

Die Brunnenstraße, früher mit „Wassems Pötz" bezeichnet, stellt die Verbindung von Rhein- und Raiffeisenstraße zwischen dem Bergischen Hof und Foto-Koch her. Nachdem das alte Posthaltersch Haus abgerissen wurde, befinden sich an dieser kurzen Verbindungsstraße keine Häuser mehr. Der Name kommt von dem an der Straße gelegenen gemeindeeigenen Brunnen. Die Bezeichnung „Wassems Pötz" bedeutet den auf dem Wiesenstück gelegenen Brunnen, in diesem Falle wahrscheinlich den auf dem Gemeindeanger gelegenen Brunnen. Wenn wir uns die Straßenführung Rheinstraße - Raiffeisenstraße - Schulstraße einmal betrachten, so erkennen wir, daß wir eigentlich ein sogenanntes Angerdorf vor uns haben. Ursprünglich stellte der Anger den Gemeindeplatz dar. Davon wird auch als letzter Rest der gemeindeeigene Brunnen herrühren.

Der Hubertussteig hat einen Wunschnamen erhalten. Früher hieß dieser stark abfallende Weg - in Winterzeiten allen als gute Schlittenbahn bekannt - dat Strößjen. Als nun die Frage der Namensgebung kam, stellte der Besitzer des letzten Hauses in diesem Wege, des Hauses Hubertus, den Antrag, diesen Weg Hubertussteig zu nennen. Man kam seinem Wunsche nach und Herr Seelbach zeigte sich insofern dankbar, daß er die Kosten für die Beschilderung der Straßen mit den neuen Namen übernahm.

Am Burgplatz deutet darauf hin, daß hier in früheren Jahren ein „festes Haus" gestanden hat, welches der Wohnsitz derer von Flammersfeld war, ein Adelsgeschlecht, das mit Flammersfeld belehnt, diesen Namen angenommen hat und bereits 1314 ausgestorben ist. Die frühere Legende von einem „Grafengeschlecht" von Flammersfeld ist heute nicht mehr aufrecht zu halten, es kann sich allerhöchstens um einen sogenannten Burggrafen (Verwalter, Platzhalter) des zuständigen Herrn gehandelt haben.

Bahnhofstraße und Hobener Weg erklären sich von selbst, da es sich um die zum Bahnhof Flammersfeld bei Seelbach führende Straße bzw. den Verbindungsweg zum Ortsteil Hoben.

Auch die Schulstraße, in der die Schule liegt, die 1897 ihrer Bestimmung übergeben wurde, bedarf keiner Deutung.

Auf dem Gäu folgt als letzte Straßenbezeichnung in unserer Gemeinde, obwohl sie bestimmt die erste sein müßte. Das Straßenschild „Auf dem Gäu" ist - entgegen den Bezeichnungen in den Katasterkarten - richtig mit ä geschrieben. Der Name kommt von Gehäu = Gehauenes und deutet darauf hin, daß nachdem der Siedlungsraum um die Kirche zu klein wurde, hier die ersten Rodungen für weitere Höfe vorgenommen wurde. Der Gäu dürfte also nach dem alten Flammersfeld unmittelbar um die Kirche der älteste Ortsteil sein. -K-

Das Backhaus

So war es immer, so ist es noch heut:
montags früh, im Avegeläut,
kommen sie, Bauer und Bäuerin,
treten ein in die Backhaushalle,
und zum heiligsten Beginn
spricht der Älteste das Gebet,
wie es von alters geschrieben steht;
mischt dann die Lose, und jeder im Kreis
greift in die Urne und wählt seinen Tag,
daß er zu ordnen und richten weiß,
wann er sein Brot sich backen mag.

So war es immer, so ist es noch heut:
im Morgen-, im Mittag-, im Abendgeläut
flackt in der Backhaushalle der Brand,
kannst du Bauer und Bäuerin sehen,
wie sie im Schein der Flamme gehn.
Und die Bäuerin schürzt das Gewand,
wirft den Teig mit kräftiger Hand,
walkt ihn mit beiden Armen zugleich,
walzt und knetet ihn mulmig und weich.
Und die Männer schüren die Glut,
schieben im Ofen die Schanzen und Scheite,
daß die Hitze sich richtig verbreite.

Aber dazwischen, in Winkeln und Ecken,
tollt und kollert die junge Brut,
Buben und Mädchen sie haschen und necken,
rollen mit Klickern und spielen Verstecken,
und ihr Lachen erfüllt das Haus,
schallt bis auf die Gassen hinaus. -
Wieder dann hebt sich der Feuerschein:
aus dem Ofen, dem feurigen Schlund,
schürt man die Kohlen hinab in den Grund
und schießt eilig die Brote ein.
Durch das hohe, weit offene Tor
schallt der Schaffenden Stimmenchor.
leuchten die Öfen glühend rot,
zieht der Duft vom frischen Brot
weit in alle Gassen hinein. -
Manchen hungrigen Wandersmann,
manchen Armen lockt es heran,
keinen läßt das gastliche Haus
ohne Gabe wieder hinaus.

So war es immer, so ist es noch heut:
Schmerzen und Sorgen, Kummer und Freud
hier im warmen dämmrigen Licht,
alles leicht sich vom Herzen spricht.
Und wer eben vorüber muß,
setzt wohl über die Schwelle den Fuß,
tritt in das alte gesegnete Haus,
spricht sich mit Nachbarn und Freunden aus.
Und man scherzt, man neckt sich und lacht,
schüttet vom Herzen manch böse Fracht,
geht dann weiter und schafft seinen Tag,
und verwunden ist Kummer und Plag.

So war es immer, so ist es noch heut:
kommt die Regen- und Winterzeit,
sperrt der Nebel die Rasen und Wege,
finden die Kinder ein warmes Gehege,
treiben ihr Spiel, und Sturm und Graus
mag dann toben und tosen da draußt. -
Fahrende Leute auch suchen wohl hier
vor der Kälte ein warmes Quartier.
Auf dem Rücken der Öfen ruht
mancher Geselle und freut sich der Glut;
läuft auch die Ratte und raschelt die Maus,
oh, er segnet das warme Haus.

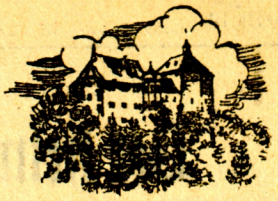
So war es immer, so ist es noch heut:
Haus du, gepriesen und benedeit,
ragst wohl ein halbes Jahrtausend und mehr,
deine Öfen stehen niemals leer.
Über dir läuten die Glocken wir immer,
schallt aus der Kirche Gebet und Gesang.
hinter dir aber, den Giebel entlang.
leuchtet der Kreuze trauriger Schimmer.
Und wem drunten kein Brot mehrsch meckt,
wer sich für immer gegessen satt,
findet dort oben die Lagerstatt,
wo ihn ein kühler Rasen deckt.

So war es immer, so ist es noch heut:
so soll es bleiben noch lange Zeit.

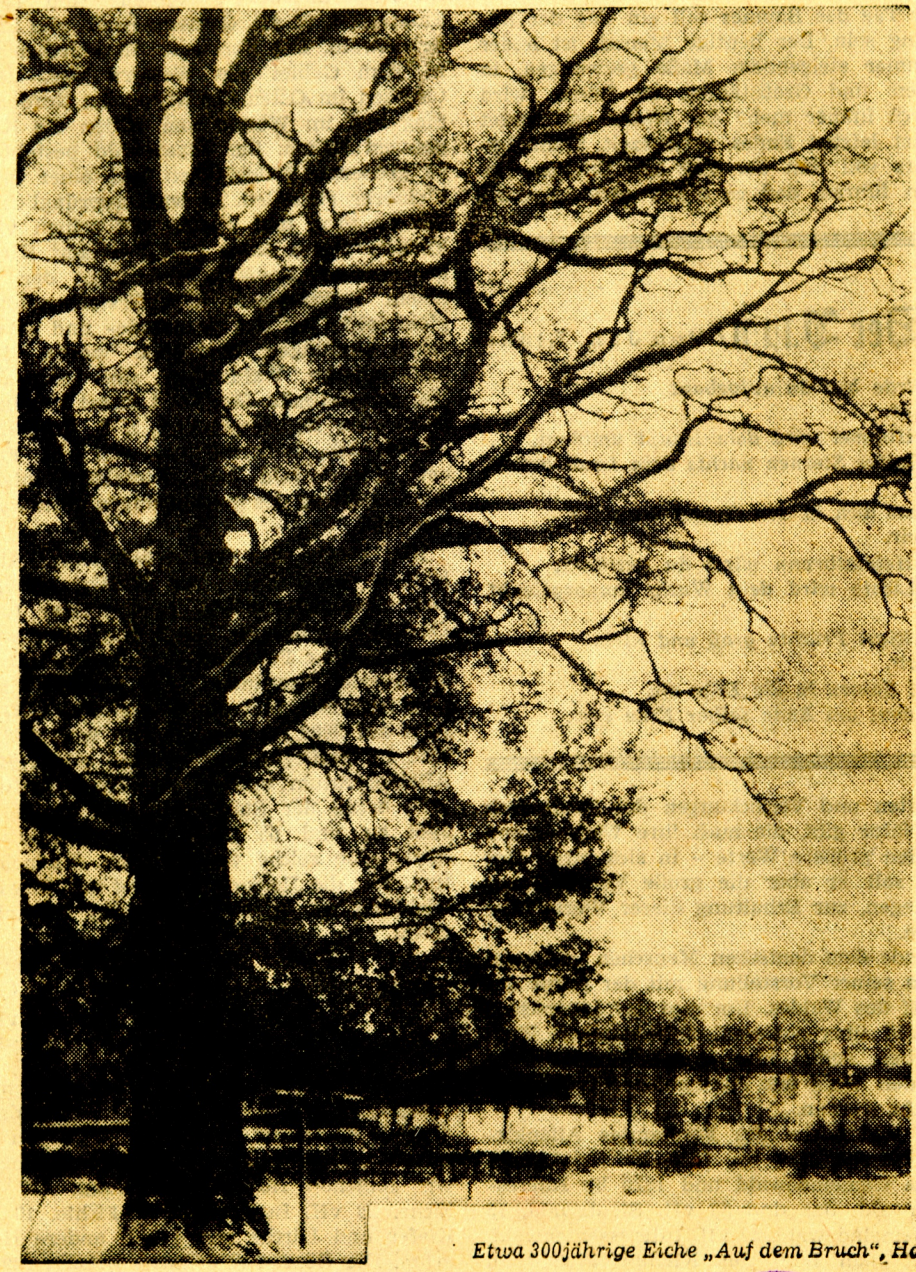
JAKOB KNEIP

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22

Deine HEIMAT



März/April 1986 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 3/4



Etwa 300jährige Eiche „Auf dem Bruch", Hamm

Kreis • BÜCHEREI • Altenkirchen

Der heimatliche Wald

Forstmeister Dr. Taffe

Zwischen dem 21. März und dem 22. April wird auch in diesem Jahr in Deutschland der Tag des Baumes feierlich begangen. Diese schöne Sitte ist aber auch in vielen außerdeutschen Ländern anzutreffen.

Der Tag des Baumes soll ein Tag der Besinnung sein. Der heutige Mensch ist leider in immer steigendem Maße gezwungen, in Städten und Großstädten zu leben, wird dadurch immer mehr der Natur entfremdet und ist letzten Endes entwurzelt. Ganz besonders soll ihm der Tag des Baumes vor Augen führen, daß es außer den Annehmlichkeiten und Verlockungen der Stadt noch eine Natur gibt, die auch ihre Werte - und zuweilen größere Werte - in sich birgt. Uns allen soll er aber die große Verpflichtung auferlegen, zur Erhaltung dieser Werte alles zu tun.

Der Baum / Von Joh. Linke

Aus Erde bist du aufgebaut
wie wir.
Vom Himmel wird dein Haupt umblaut,
von Gottes Sternen nachts dein Laub betaut.

Du hast dich in den Grund versenkt
wie wir.
Vom Heimatbrunn wirst du getränkt,
vom Lichte wird dein Wuchs emporgelenkt.

Du zeitigst Früchte groß und klein
wie wir.
Wirfst Samen in die Erde ein
und wirst am Ende selber Erde sein.

Gerade dem deutschen Menschen verbindet sich in seiner Vorstellung mit der Natur der Begriff des Waldes. Um nun der Leserschaft ein Bild über unseren einheimischen Wald zu geben, sollen hier einige Ausführungen über den Wald des Forstamtes Altenkirchen gemacht werden.

Die Waldfläche des Forstamtes Altenkirchen beträgt 5680 ha, 3000 ha Staatswald, 860 ha Gemeindewald und 1820 ha Interessentenwald; das sind 53 vH. Staatswald, 15 vH. Gemeindewald, 32 vH. Interessentenwald. Nimmt man noch den Kleinprivatwald im Bereich des Forstamtes mit 2738 ha hinzu, so ergeben sich folgende Prozentsätze: 36 vH. Staatswald, 10 vH. Gemeindewald, 22 vH. Interessentenwald, 32 vH. Kleinprivatwald. Im Regierungsbezirk Koblenz sind 15 vH. Staatswald, 63 vH. Gemeindewald und 22 vH. Privatwald. Das Forstamt Altenkirchen liegt in dem Gebiet des Westerwaldes, dessen Grenzen im Osten die Nister, im Norden die Sieg und im Westen und Süden die Kreisgrenzen bilden. Der Staatswald besteht aus 48 größeren Waldstücken und einer Menge kleinerer Parzellen. Er war ursprünglich nur 575 ha groß und bildete mit seinen vielen kleinen Teilen einen zum Forstamt Kirchen gehörenden Revierförsterbezirk, der von einem Forstassessor (Oberförsterkandidaten) gleichzeitig mit den Gemeinde- und Interessentenwaldungen verwaltet wurde. Diese altfiskalische Waldungen sind ehemaliger Herrschaftsbesitz. Der Wald findet sich in der Nähe alter Herrschaftssitze, z. B. Schöneberg, Almersbach, Bergenhausen. Nur der Forstort Eichertswald bei Peterslahr entstand durch Teilung des gleichnamigen Markwaldes um 1830.

1882 wurde das Gemeindeforstamt Altenkirchen geschaffen, der Staatswald wurde von einem staatlichen Revierförster (heute Oberförster) betreut. Am 1. April 1898 wurde das staatliche Forstamt Altenkirchen als Ankaufsrevier begründet. Die Ankäufe hatten 1896 begonnen und die Revierfläche 1897 bereits auf 2009 ha gebracht. Sie war 1902 auf 2571 ha gestiegen und bestand aus 2494 ha Alleineigentum und 77 ha Staatsanteilwald. 1929 besaß der Staatswald eine Größe von 2943 ha und 65 ha Staatsanteilwald und heute eine solche von 3000 ha Alleineigentum. Für die Holzartverteilung und ihre Entwicklung ist folgende Übersicht aufschlußreich:

	Eiche	Buche	Fichte	Kiefer
1902	33 vH.	4 vH.	27 vH.	36 vH.
1929	16 vH.	3 vH.	45 vH.	36 vH.
1955	14 vH.	4 vH.	56 vH.	26 vH.

An seltenen Holzarten sind noch zu nennen: Lärche. Douglasie, Weißtanne, Birke, Esche, Ahorn, Hainbuche, Erle und Aspe. Im gesamten Regierungsbezirk Koblenz haben wir folgende Holzartenverteilung: 18 vH. Eiche, 28 vH. Buche, 43 vH. Fichte, 10 vH. Kiefer und Lärche und 1 vH. andere Holzarten. Die Gesamtwaldfläsche beträgt 249 000

ha. Damit ist der Bezirk Koblenz zu 40 vH. bewaldet. Hiervon sind noch 60 000 ha Niederwald, die aber nur zum Teil in Hochwald umgewandelt werden können. Der Kreis Altenkirchen ist zu 48 vH. bewaldet.

Über die Entwicklung der Waldwirtschaft ist folgendes zu sagen: In alter Zeit waren die Waldungen im Bereich des jetzigen Forstamtes Altenkirchen mit mittelwaldartigen Beständen bestockt, in denen Eiche und Buche vorherrschten. Kleinere Reste dieser Waldform fanden sich noch in jüngerer Zeit an verschiedenen Stellen. Ebenso wie im benachbarten Siegerland und im Sauerland sind auch hier die Waldbestände dem Aufblühen der Siegener Eisenindustrie zum Opfer gefallen. Auch das wertvollere Holz wurde rücksichtslos in den Kohlenmeiler gebracht. Fast in jedem Distrikt finden sich eine oder mehrere Meilerstätten. Heute noch findet sich vielerorts die Bezeichnung Kohlenstraße oder Kohlstraße. Nachdem die alten Bestände einmal gefallen waren, ging man zum Niederwaldbetrieb über oder überließ die schlechteren Bodenstellen dem Nadelholz. Vor 1897 waren etwa 300 ha Hochwald und 275 ha Niederwald vorhanden. Die Umtriebszeit betrug für die Eiche 160, für die Buche 120, für die Fichte 100 und für die Kiefer 80 Jahre. Die Umtriebszeit im Niederwald war 16 bzw. 18 Jahre. In der Einleitungsverhandlung zum Betriebswerk von 1902 (aufgestellt 1897) wird die Verringerung der Niederwaldfläche empfohlen. Als Gründe werden angegeben: Geringerer Anteil der Eiche, Verheidung und hoffnungslos niedrige Lohpreise. Der erntekostenfreie Erlös je ha lag bei 88,42 Mark = 5,52 Mark je Jahr und ha im Durchschnitt bei einem Ertrag von 3 bis 82 Ztr. Lohrinde je ha; also Umwandlung bzw. Überführung der altfiskalischen und der neuangekauften Niederwaldflächen im Hochwald! Es wurde ausnahmsweise Eichensaat empfohlen, sonst Fichtenpflanzung. Als besonders wichtige Aufgabe der Revierverwaltung wurde die Nachbesserung der in ausgedehntem Maße vorhandenen vielfach recht lückenhaften Nadelholzsaaten herausgestellt. Während des Krieges 1914/18 und noch einige Zeit hinterher wurde der Lohnutzung wegen ein Teil der ehemaligen Niederwaldbestände, die zum Hochwachsen bestimmt waren, abgetrieben. Bei der großen Nachfrage und den geringen Qualitätsansprüchen konnte sogar die Lohe von 40jährigen Beständen noch sehr vorteilhaft verwertet werden. In der Einleitungsverhandlung von 1927 steht aber: „Es kommt also für die Staatswaldungen in Zukunft nur der Hochwaldbetrieb in Frage“ (wieder Preistiefstand der Lohe).

Über Nebennutzungen ist kurz folgendes zu sagen: Die Heidelbeere kommt in einigen Förstereien häufiger vor, die Preiselbeere in den Förstereien Weyerbusch und Rettersen. Beerenscheine werden nicht ausgegeben, ebenso keine Grasscheine, wohl aber Raff- und Leseholzscheine. Steine und Deckmaterial werden im allgemeinen nur für den Wegebau im Staatswald entnommen, selten einmal an Gemeinden abgegeben. In der Försterei Obererbach ist eine kleine Fläche an den Erzbergbau Siegerland verpachtet. Die vorhandenen Waldwiesen sind an Holzhauer und Bauern verpachtet.

Das Forstamt Altenkirchen ist in folgende Förstereien eingeteilt: in die Revierförstereien Peterslahr, Flammersfeld, Fluterschen, Helmenzen, Mehren, Rettersen, Obererbach und Weyerbusch mit 4743 ha und in die Forstwartbezirke Reuffelbach, Horhausen und Pracht mit 937 ha. Das Forstamt wurde bisher von folgenden Revierverwaltern geleitet:

Oberförster	Zehnpfund	1898 - 1917
Oberförster	Bender	1919 - 1930
Oberförster	Scheil	1930 - 1936
Forstmeister	Kranold	1936 - 1939
Forstmeister	Volckmann	1939 - 1954
Forstmeister	Dr. Taffe	1954 -

Als natürliche Grundlagen für die Waldwirtschaft im Forstamt Altenkirchen werden die Angaben über Niederschläge, Temperatur und Boden wiedergegeben. Die Höhenlage des Staatswaldes schwankt zwischen 180 und 390 m über NN. Die einzelnen Förstereien liegen in folgenden Höhen:

Horhausen	zwischen	260	und	330 m
Peterslahr	zwischen	195	und	335 m
Flammersfeld	zwischen	180	und	260 m
Fluterschen	zwischen	197	und	295 m
Helmenzen	zwischen	200	und	330 m
Mehren	zwischen	190	und	320 m
Rettersen	zwischen	280	und	390 m
Reuffelbach	zwischen	230	und	265 m
Obererbach	zwischen	270	und	340 m
Weyerbusch	zwischen	300	und	380 m
Pracht	zwischen	200	und	300 m

Das Gelände ist häufig fast eben, meist herrschen sanft geneigte und lehne Hänge vor. Steile bis sehr steile Hänge sind in den Förstereien Horhausen, Peterslahr, Flammersfeld und Mehren zu finden. Seifen mit steilen bis sehr steilen Wänden sind häufig.

Der von den beiden im Bereich des Forstamtes gelegenen Meßstationen aufgenommene Jahresniederschlag beträgt 870 bzw. 925 mm. Da die Station Weyerbusch noch um 100 m unter dem höchsten Punkt des Reviers liegt, kann man das Maximum des Jahresniederschlages im Forstamt mit etwa 970 mm anneh-

men. Der Jahresniederschlag im Forstamtsbereich liegt demnach etwa zwischen 850 und 970 mm, der Niederschlag je Tag der Vegetationszeit zwischen 2,5 und 2,8 mm. Eine ausgesprochene Niederschlagsspitze ist im Juli festzustellen, weniger ausgeprägt im Dezember.

Das Gebiet um Altenkirchen liegt in seinen Niederschlagswerten zwischen dem Trockengebiet des Neuwieder Beckens mit 730 mm und dem niederschlagsreichen Sauerland, das stellenweise weit über 1000 mm aufweist. Würde man die summarische Steigerung von 50 mm je 100 m Zunahme der Seehöhe in den Wert von Oberbieber (732 mm bei 115 m über NN.) einbauen, so erhielt man im Gebiet des Forstamtes Altenkirchen 790 bis 870 mm Jahresniederschlag. Man sieht also, daß man mit der genannten Faustregel vorsichtig sein muß. Dies haben im übrigen auch die Klimauntersuchungen im Raum Koblenz - Montabaur - Bad Ems ergeben.

Der Jahresniederschlag von 850 - 970 mm liegt über dem Landesdurchschnitt von 790 mm und reiht damit das Forstamt in die gut mit Niederschlag versorgten Gebiet ein (500 bis 600 mm schlecht, 600 bis 800 mm mittel, 800 bis 1000 mm gut, über 1000 mm sehr gut versorgt). Damit sind von dieser Seite dem Anbau von Holzarten, die hohen Anspruch an den Niederschlag stellen, hier praktisch keine Grenzen gesetzt. Die für den Jahresniederschlag gemachten Ausführungen gelten entsprechend für den Niederschlag während der Vegetationszeit.

Für die Ansprache der Temperaturverhältnisse müssen in Ermangelung örtlicher Messungen zunächst die mittleren Temperaturen der 20 km entfernten Station Hachenburg herangezogen werden. Die Jahresdurchschnittstemperatur in 300 m Seehöhe beträgt hier 8,0 Grad C. Es liegt der Gedanke nahe, die örtlichen Werte durch weitere Interpolation zu gewinnen. Dieses Vorgehen scheint jedoch nur bedingt gerechtfertigt, solange nicht in engerem Raume des Forstamtes Altenkirchen entsprechende Untersuchungen vorgenommen sind bzw. durch einen Meteorologen der Standortkartierung auf Grund der Untersuchungen im Raume Koblenz - Montabaur - Bad Ems die entsprechenden Werte für das Forstamt gewonnen sind. Ob die Werte der Süd- bzw. Nordexpositionen mit den bekannten Faktoren 1,1 bzw. 0,9 nach Oelkers multipliziert werden sollen, ist auf Grund verschiedener Standortaufnahmen in dem Montabaurer Unterwesterwald zumindest zweifelhaft geworden. Dort haben örtliche Erfahrungen 1,05 und 0,95 ergeben.

Die geologische Grundlage des ganzen Gebietes wird von den Schichten des Devons bestimmt. Es kommen dabei Tonschiefer, bankiger Standstein und Grauwacke vor.

Über die zukünftige Bewirtschaftung des Forstamtes sollen noch einige Ausführungen gemacht werden. Die hiesigen Bodenverhältnisse in Verbindung mit dem Klima (hohe Niederschläge) werden es auch weiterhin notwendig machen, bei der Fichte als Hauptholzart zu bleiben. Jedoch soll ihr bisheriger Anteil von 56 vH. durch Einbringen von japanischen Lärchen, Douglasie und einigen anderen schnellwachsenden Holzarten mindestens auf 50 vH. gesenkt werden. Die Kiefer wird auf Südhängen und auf trockeneren Partien ihre Stellung mit etwa 20 vH. behaupten können. Dem Laubholz soll sein Anteil erhalten bleiben, womöglich von 18 auf 20 vH. erhöht werden. Leider sind die Möglichkeiten hierzu sehr begrenzt. Die Eiche liefert hier nur in geringem Umfang gutes Holz, die Buchenanbaufläche kann noch vergrößert werden.

Ein Hauptaugenmerk wird in Zukunft im Forstamt auf die Erzielung eines bestimmten Wertholzanteiles bei der Fichte, Douglasie, Kiefer und Lärche gerichtet werden. Außer der entsprechenden Bestandspflege gehört dazu das Aufästen des unteren Stammteiles bis zu einer Höhe von etwa 9 m. Welche Wertsteigerung allein durch das Aufästen der Fichte zu erreichen ist, hat der Verfasser in seiner Dissertation nachgewiesen (bis zu 10 000 Mark in 100 Jahren je ha bei den heutigen Holzpreisen).

Ein großer Nachholbedarf liegt hier beim Wegebau und bei der Anlage von Entwässerungsanlagen vor. Um die Wege dem heutigen Verkehrsstand entsprechend herzurichten bzw. neuanzulegen, gehört eine intensive Arbeit von mindestens zehn Jahren dazu. Die Verbesserung der Wege wird sich zweifellos im Holzpreis auswirken. Ohne die Entwässerungsarbeiten wird weder der Wegebau noch ein intensiver Waldbau möglich sein. Schon an diesen wenigen Punkten sieht man, welche umfangreichen und wichtigen Aufgaben den hiesigen Forstleuten für die nächste Zukunft obliegen. Vielleicht interessiert die Öffentlichkeit noch, wie alt wir unsere Hauptholzarten werden lassen. Für das hiesige Forstamt sind folgende Umtriebszeiten festgesetzt:

Fichte und Douglasie 80 Jahre, Tannen 100 Jahre, Kiefer und europäische Lärche 120 Jahre, Buche 140 und Eiche 200 bzw. 100 Jahre.

Hierher gehören wohl auch Ausführungen über die Jagd. Das Wild gehört seit ewigen Zeiten zum deutschen Wald und wird hoffentlich in aller Zukunft in ihm eine Stätte behalten. Das ganze deutsche Volk - nicht

nur die Jäger, dies sei hier ganz besonders betont - erwartet von den dazu berufenen Männern, daß sie in der Lage sind, die ewigen Angriffe der allzusehr rechnenden Feinde des Wildes abzuschlagen. Verfasser glaubt sich umsomehr zu dieser Bemerkung berechtigt, als die Bevölkerung der Stadt Altenkirchen und des gesamten Unterkreises in den hinter uns liegenden harten Winterwochen durch Spenden der verschiedensten Fütterungsmittel ihre Anteilnahme am Ergehen und ihren Willen zur Erhaltung des Wildes in vorbildlicher Weise gezeigt hat. Ich darf auch an dieser Stelle allen Helfern meinen und aller Jäger Dank dafür aussprechen. Der Jäger sieht heute in immer steigendem Maße seine Aufgabe in der Erhaltung der frei lebenden Tiere und erst in zweiter Linie im Beutemachen. Selbstverständlich denkt die erdrückende Mehrzahl der Jäger nicht daran, sich das Wild ins Ungemessene vermehren zu lassen. Denn die Erfordernisse der Landeskultur setzen in unserer heutigen Zeit und Lage der Wildzahl bestimmte Grenzen. Im übrigen laufen die Belange der Jagd hiermit gleich, da ein übermäßiger Wildstand die Qualtität des Wildes in Körper und Trophäe herabsetzt. Hierfür dürfte gerade der Forstmann das nötige Verständnis und Verantwortungsbewußtsein haben.

Im hiesigen Forstamtsbereich kommen folgende Wildarten vor: Sau, Hase, Fuchs, Edel- und Steinmarder, Iltis, Kaninchen, Fasan, Feldhuhn, Ente, Haselhuhn; als seltenes Wechselwild das Rotwild. Leider ist das Birkwild seit dem letzten Krieg verschwunden. Die wesentliche Rolle spielt hier das Rehwild. Nach einem verstärkten Abschuß, zu dem in diesem Jahr etwa 40 bis 50 Stück Fallwild kommen, ist wohl der Normalstand mit zehn Stück je 100 ha in etwa erreicht. Ein nicht geringer Teil des Fallwildes ist in jedem Jahr auf das Anfahren durch Kraftfahrzeuge und auf Anmähen der Kitze zurückzuführen. Wenn auch diese Ursachen nicht ganz zu vermeiden sind, lassen sie sich durch größere Aufmerksamkeit erheblich vermindern. Auf besonders gefährlichen Strecken weisen Schilder (Rehbock!) den Kraftfahrer auf die Wildwechsel hin.

Die Sauen sind im Verhältnis zu der Zahl in den ersten Nachkriegsjahren erheblich seltener geworden. Die Strecke ist in diesem Jahr auf 18 vH. des Jahres 1950 zurückgegangen.

So ist der Wald eine große Lebensgemeinschaft von vielerlei Pflanzen und Tieren, in deren Zusammenleben der Mensch nur behutsam und weise eingreifen darf, wenn er nicht die ewige Ordnung der Natur stören will.

Zur Geschichte des deutschen Waldes

Die Eiszeit, die in unseren Breiten alles Pflanzenleben vernichtet hatte, gab vor etwa 20 000 Jahren den Erdboden wieder frei. Nur langsam wanderte der Wald von Süden nach Norden in unsere Heimat zurück. Zunächst werden es Weiden und Haselsträucher gewesen sein, doch setzten sich ab 10 000 v. Chr. die anspruchslosen Birken und Kiefern auf deutschem Boden immer mehr durch. Der Siedlungsraum der Birken lag im Westen und Nordwesten, der Raum der Kiefern im Osten und Südosten unseres Landes. Insgesamt glich das damalige Waldbild dem des heutigen westlichen Lapplands.

Mit Beginn der Wärmezeit, etwa um 5000 v. Chr., drängten der nun schon in großen Maßen auftretende Haselnußstrauch und mit ihm die wärmeliebenden Eichen, Ulmen Linden, Ahorn und Eschen die Birken- und Kiefernwälder zurück. Es bildete sich der Eichenmischwald.

Doch noch einmal veränderte sich das Klima, die Temperaturen sanken auf ihren heutigen Stand zurück. Aus Südfrankreich und dem Balkan wanderte jetzt die Rotbuche oder gemeine Buche in unser Gebiet ein. Als ausgesprochenes Schattenholz verdrängte sie viele andere Bäume und setzte sich an die erste Stelle. Bis zum Jahre 500 v. Chr. etwa hatte die Buche das Sauerland, die Eifel, das Weserbergland und den Teutoburger Wald erobert. Im Schwarzwald und Wasgenwald traten Tanne und auch Fichte zu der Rotbuche. In den schweren Böden des Tieflandes behauptete sich die Eiche gegenüber der Buche, in Höhen unter 300 bis 400 m setzte sich der Buchen/Eichen-Mischwald durch.

60 bis 70 vH. der Bodenfläche unseres Vaterlandes waren um Christi Geburt mit Wald bedeckt. Als die Römer unter Cäsar den Rhein erreichten und auch in den Westerwald vordrangen, fanden sie in unserer Heimat noch dichten Urwald vor. - Die ersten nennenswerten Rodungen setzten in der fränkischen Zeit (400 bis 800 n. Chr.) ein. Da-

BÜCHEREI Kreismuseum Altenkirchen

Den Bäumen / Von Otto Ernst

Euch, ihr Bäume,
acht ich
des Schöpfers
göttlichste Kinder.
Ihr wart vor uns Lebenden,
und eure Kronen
bewahren
Vergangenes in rätselvoller Sprache. -
Ihr werdet
nach uns sein,
und euer Inn'res
hegt Keime der Zukunft
in ernstem Schweigen.
Und unbekümmert
um Vergangenes und Künftiges
spendet ihr, Wissende,
Frucht und Schatten,
Duft und Schönheit.
In schweigender Hoheit
wachst ihr empor
über der Menge
Geschrei und Gewühl,
und überhebt euch nicht,
neigt euch milde
zu den Menschen
und blickt
fromm
zu nächtlichen Sternen.

---

mals wurde der Wald auf die Gemarkungen aufgeteilt und sein größter Teil, der „Hudewald", diente der Dorfgemeinschaft als Weide für Pferde, Rinder und Schweine.

Die Volksvermehrung zwischen dem 9. und 13. Jahrhundert führte zu Rodungen größten Ausmaßes. In jener Rodungsperiode wurde der Waldbestand so stark gelichtet, daß Deutschland schließlich am Ende der Rodungszeit über kaum mehr als 25 vH. seiner Bodenfläche an Wald verfügte. Im Westen und Nordwesten überwogen die Laubholzgebiete, im Osten und Südosten die Nadelholzgebiete. Zahlreiche Dörfer des gesamten Westerwaldgebietes geben in ihrem Namen heute noch zu erkennen, daß sie Rodedörfer sind (Buchenau, Rott, Roth, Rodenbach, Gieleroth, Eichelhardt, Birken usw.). Auch Flurnamen (in der Heck) erinnern uns noch an den gerodeten Wald.

Mit der stetigen Bevölkerungszahl wuchsen aber nicht nur die Siedlungen, sondern auch die gewerblichen Betriebe, wie Schmelzhütten und Eisenhämmer. Dadurch wurde der Wald gezwungen, immer mehr Bau- Brand- und vor allem Kohlenholz zu liefern. Da man aber keine pflegerischen Maßnahmen kannte, ging der Waldbestand stärkstens zurück und stand am Ende des 18. Jahrhunderts allgemein vor dem Ruin.

Die Forstwirtschaft des beginnenden 19. Jahrhunderts sah sich vor die schwere Aufgabe gestellt, die Schäden der Vergangenheit gutzumachen. Der Verbrauch an Holz konnte dadurch etwas eingeschränkt werden, daß man nun in steigendem Maße mehr Braun- und Steinkohle für den Hausbrand und auch für gewerbliche Zwecke gebrauchte. So wurden mit Unterstützung des Staates riesige Blößen langsam aber sicher wieder aufgeforstet.

Da jedoch der Bedarf an Gruben-und Bauholz infolge des industriellen Aufschwungs und der wachsenden Bevölkerungszahl fortwährend stieg, bevorzugte man bei der Neuanpflanzung an Stelle von Eiche und Buche die viel schneller wachsende Fichte. Auch im Kreise Altenkirchen ist das im letzten Jahrhundert geschehen.

Diese Einstellung, die den Wald als eine Produktionsstätte, als eine große Holzfabrik ansah, führte zu Schäden, die den letzten Jahrzehnten erkannt wurden: Die Ackerkrume verschlechterte sich, und starker Wassermangel trat auf. Das führte dazu, daß heute wieder der natürliche Wirtschaftswald angestrebt wird, der Mischwald aus Laub- und Nadelholz. Das Ziel ist die Lebensgemeinschaft bestwüchsiger Baumarten. Nach den alten Hauptholzarten: Fichte, Tanne, Kiefer, Lärche, Eiche und Buche pflanzt man heute besonders gerne Weichlaubhölzer, vor allem Pappeln an. Sie düngen den Boden und liefern frühzeitig nutzbare Holzmasse. Die Umtriebszeit oder Umlaufzeit der Pappel beträgt 30 bis 50 Jahre. Den Wildobstarten, Kirche, Birne, Nußbaum, die wertvolles und schönes Holz liefern, gibt man einen Platz an Waldrändern. Auch auf Schutzstreifen zwischen Feldern, wo sie sich gut entwickeln können und gleichzeitig den nötigen Windschutz bilden, werden sie angepflanzt. Der Ertrag der Felder steigt dadurch nach neueren Feststellungen ganz erheblich.

So sind auch der Wiederaufforstung unserer Wälder durch den Raubbau während der Kriegs- und Nachkriegsjahre besondere Aufgaben erwachsen, die für unser Land von lebenswichtiger Bedeutung sein können. Wir alle sind zur Mithilfe aufgerufen und verpflichtet. K.

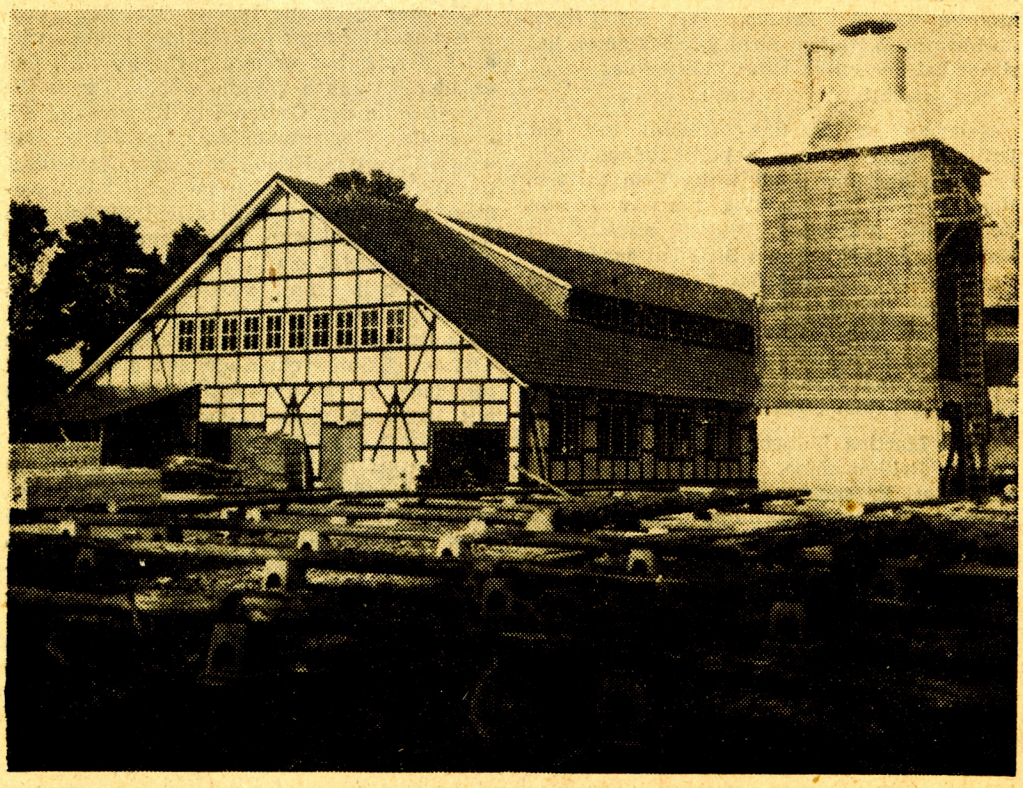
Die Wunderbuche bei Birkenbeul / Eine heimatliche Sage

Auf dem Weg von Birkenbeul nach Ölsen steht eine breitschäftige Buche mit tief herabhängenden Zweigen. Ihr Alter ist unbestimmt. Viele Freunde des Waldes interessierten sich schon für diesen eigenartigen Baum, der keine keimfähigen Früchte hervorbringt und sich nicht fortpflanzen läßt.

Von dieser Wunderbuche berichtet die Sage: In alten Zeiten, als noch unter freiem Himmel das heimliche Gericht, die Feme, tagte, wurde auch einmal eine Jungfrau eines schweren Verbrechens bezichtigt. Vergebens beteuerte sie ihre Unschuld; die Richter verurteilten sie zum Hungertode. Da rief die Todgeweihte in ihrer Not aus: „Sperrt mich also in den Kerker und quält mich nicht länger! Aber Gott, der in das Verborgene sieht, der wird meine Unschuld offenbaren. An dieser Stelle wird Gott eine Buchecker in die Erde senken, die wird Wurzel schlagen. Die Buche aber, die daraus wächst, wird kein gewöhnlicher Baum sein. So begrabt mich denn an dieser Stelle mitten im Beerenschlag!" Darauf schwieg sie, sah zum Himmel auf und betete, still in sich versunken. Plötzlich sank sie mit leisem Wehlaut tot zur Erde. Längst waren die Richter und auch die Zeugen den Weg alles Fleisches gegangen, da erhob sich aus dem Grab eine junge Buche und reckte stolz ihre Zweige gen Himmel. Mit einem Male senkten sich die Zweige zur Erde, als ob sie trauerten. Da erkannten die Menschen die Unschuld des Mädchens, die durch dies Wunder offenbar geworden war.

Die Sage berichtet auch, daß unter der Wunderbuche ein großer Soldat begraben worden sei, der einen Schatz bei sich gehabt habe. So fanden sich zu nächtlicher Stunde manche Schatzgräber ein. Aber vergebens war all ihr Wühlen und Graben mit Schaufel und Hacke. Weder die Schatzgräber noch die Forstleute haben bisher das Geheimnis der Wunderbuche zu lösen vermocht.

H. G. Mack



Sägewerk in Steeg (Friesenhagen) Photo: Lauth

Hafersaat

Schöne Tage sind nun gekommen. Über die Äcker weht ein warmer Frühlingswind, der Himmel ist blau und das Wetter beständig. Auf der Sonnenseite sind die Felder trocken. Jetzt ist es Zeit, den Hafer zu säen. Je früher, desto ertragreicher! Mit umgehängtem Saatkorb schreitet „Gadebetzers" Heinrich über das Feld. Ganz gemessen ist sein Schritt, weder zu groß noch zu klein ist der Schwung seines Armes, mit dem er die gelben Haferkörner hinstreut auf den mit Fleiß vorbereiteten Acker. Er weiß, daß die Zeit der Aussaat günstig ist. Uralte Volksweisheit hat bestimmte Regeln für die Aussaat festgelegt. Es ist zunehmender Mond, da sät und walzt man den Hafer. Töricht wäre es, die Kartoffeln im Neumond zu setzen. Sie wachsen wohl sehr ins Kraut, die Knollen aber bleiben klein und verkümmert. Ja, der Mond hat großen Einfluß auf das Wachsen der Pflanzen, doch auch die Macht der anderen Gestirne und Zeichen soll man nicht verkennen. Im Zeichen des Krebses soll man Hafer säen, aber im Zeichen der Fische die Möhren und die Erbsen. Wer die Erbsen nachher beim Kochen nicht gar bekommt, hat sicher bei der Aussaat das Zeichen des Steinbocks gewählt.

Nebenan ist Martins Wilhelm mit der Drillmaschine an der Arbeit. Reihen zieht er an Reihen, das große weite Feld entlang. Vom grünen Roggenschlag herüber kommt ein milder Märzwind. Überall erwacht die Natur unter den warmen Strahlen der Sonne. Von Tag zu Tag sind des Frühlings Spuren deutlicher in der Feldmark zu erkennen. Drüben auf der Brache blüht der Huflattich, das lästige Unkraut. Lerchen trillern froh in der Luft, und ganz weit über dem kleinen Wäldchen ziehen „Irrgänse" nach Norden.

Auch Martins Wilhelm geht gelassen hinter der Drillmaschine. Heiliges Werk, das er verrichtet! Er spricht nur wenig, nur kurze Anweisungen an seinen Jungen, der das Pferd führt, das ist alles. Seine Gedanken sind der Saat verpflichtet. Es ist doch ein ewiges Geben und Nehmen, Werden und Wachsen auf dem Acker. Mit dem Werden der Halme im Frühjahr und mit ihrem Hinsinken im Spätsommer ist auch des Bauern Dasein eng verknüpft. Sein Leben ist wie das der Pflanzen in der Heimaterde verwurzelt. Saat und Ernte stehen an den Pforten des bäuerlichen Jahres, zu denen der Herrgott seinen Segen geben muß, wenn das Werk der Hände gedeihen soll.

Wir pflügen und wir streuen
den Samen auf das Land,
doch Wachstum und Gedeihen
steht in des Himmels Hand.

W. Idelberger

IN MEMORIAM

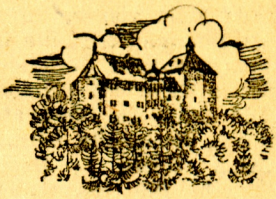
Peter Hoffmann

Im vergangenen Winter jährte sich zum zwanzigsten Male der Tag, an dem Peter Hoffmann, ehedem 40 Jahre Lehrer in Emmerzhausen, starb. Nur noch die älteren Skiläufer und Wintersportler wissen, was der Skisport in unserer Heimat diesem Manne zu danken hat. Er war der erste Skiläufer unserer Heimat und hat unendlich vielen die rechte Freude an den „zwoa Brett'ln" und dem „g'führigen Schnee" vermittelt.

Als der geborene Pfälzer 1886 als Fünfundzwanzigjähriger nach Emmerzhausen versetzt wurde, hat er sich nicht gedacht, daß er hier 40 Jahre wirken würde. Durch die Vermittlung des Grafen von Hachenburg erhielt der Dorfschulmeister im Jahre 1909 einen längeren Urlaub von der Regierung, um als Gast des Grafen im Schloß Wittgenstein zu wohnen und dort den Skilauf von Grund auf zu lernen. Nach seiner Rückkehr lernten zunächst die Schulkinder und die Erwachsenen in Emmerzhausen und dann auch im ganzen Daadener Ländchen das Skilaufen. Da aber nach dem alten lateinischen Spruch erst drei Männer ein Kollegium machen, darf hier auch der Dritte, nämlich Siegfried Koch aus Neuwied, nicht unerwähnt bleiben, der als Führer der Neuwieder Skiläufer mit seinen Freunden immer wieder zum Stegskopf kam. Nach ihm ist die Schutzhütte benannt, und er hat nicht nur zu ihrem Bau, sondern auch zu dem Bau der Sprungschanze auf dem Stegskopf wesentlich beigetragen. Der getreue Eckhard dieser Schutzhütte und überhaupt des Stegskopfes blieb aber bis ins Alter hinein Lehrer Peter Hoffmann aus Emmerzhausen, der in echtem Sportgeist weder Lohn für seine viele Mühe wollte noch gar begehrte.

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22

Deine HEIMAT



Mai 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 5

Altenkirchener Schulhäuser in alter Zeit

Von Dr. E. Haas

Die Zerstörung nahezu sämtlicher Schulgebäude im Frühjahr 1945 stellte die Kreisstadt Altenkirchen in der Nachkriegszeit vor eine recht schwierige Aufgabe. Obwohl ein großer Teil der Bürger unserer Stadt, vor allen Dingen die Gewerbetreibenden im Stadtkern, selbst Wohnung und Geschäftsräume verloren hatten, stand vor ihnen neben der Frage des privaten Wiederaufbaus auch die Aufgabe, die zerstörten öffentlichen Gebäude und dabei vor allen Dingen die Schulen wieder neu zu erstellen. In diesem Zusammenhang mag es an dem Tage, an dem wir die neue evangelische Volksschule ihrer Zweckbestimmung übergeben, nicht uninteressant sein, festzustellen, daß auch vergangene Zeiten hinsichtlich der Beschaffung der erforderlichen Schulräume ihre Sorgen hatten.

Nicht mit Unrecht hat man wiederholt festgestellt, die deutsche Volksschule sei ein Kind der Reformation. Zwar gab es in vorreformatorischer Zeit neben den Klosterschulen in manchen Städten bereits sogenannte Stadt- oder Ratsschulen, die auch auf weltliche Berufe vorbereiteten und von den Städten selbst unterhalten wurden. Doch Luthers berühmt gewordene Schrift vom Jahre 1524 „an die Ratsherren aller Städte deutschen Landes, daß sie christliche Schulen aufrichten und erhalten sollen“ stellte zum ersten Male die Einrichtung von Schulen als eine kommunale Aufgabe allgemeinverbindlich heraus. Trotzdem hat es Jahrzehnte, in kleineren Gemeinden oft Jahrhunderte gedauert, bis diese Forderung des Reformators verwirklicht wurde. In vielen Gemeinden blieb die Einrichtung von Volksschulen auch nach der Reformation zunächst noch eine Angelegenheit der Kirche. Diese fand allerdings in den Ländern, die sich der Reformation angeschlossen hatten, eine starke Unterstützung bei den Landesherren. Sie sahen in ihrem echt reformatorischen Eifer in der Volksschule eine willkommene Gelegenheit, die neue Lehre zu verbreiten und zu festigen. So kann denn auch die Entwicklung des Altenkirchener Schulwesens auf Jahrhunderte nur in engstem Zusammenhang mit der Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse gesehen werden.

Die älteste in Altenkirchen bestehende Volksschule war eine Kirchspielsschule. Solche Kirchspielsschulen wurden in der Grafschaft Sayn gegen Ende des 16. Jahrhunderts eingerichtet. Die ersten waren wahrscheinlich die in Altenkirchen, Burbach und Neunkirchen. Obwohl die Grafschaft Sayn bei der Reformation lutherisch geworden war, führte bereits Graf Wilhelm III. zu Sayn-Wittgenstein (1606—1623) die reformierte Lehre ein. Dadurch ist die erste Volksschule in Altenkirchen als reformierte Schule in die Geschichte eingegangen. Bei dieser Schulgründung mag es besonders schwierig gewesen sein, der neuen Schule eine ausreichende wirtschaftliche Grundlage zu geben, da eine von der reformierten Gemeinde zu unterhaltende lateinische Schule bereits seit einigen Jahrzehnten bestand. Ein eigenes Schulgebäude hat diese erste Volksschule der Stadt Altenkirchen wohl kaum besessen, sie war wahrscheinlich in den Gebäuden der reformierten Gemeinde an der Kirchgasse untergebracht. Eine große Stube genügte ja zu jener Zeit, da es eine allgemeine Schulpflicht zunächst noch nicht gab und der Unterricht nur während der Wintermonate (Michaelis — Ostern) gehalten wurde. Unter der Regierung des Grafen Ernst von Sayn-Wittgenstein (1623 — 1632) hören wir zum

ersten Male von einem Schulzwang. Diese erste reformierte Schule in Altenkirchen bestand in engster Verbindung mit der reformierten Gemeinde bis zum Jahre 1665.

Die Erbin der Teilgrafschaft Sayn-Altenkirchen, Johannette, heiratete in zweiter Ehe Johann Georg I., Herzog von Sachsen-Eisenach. Die eisenachschen Herzöge aber waren strenge Lutheraner. Es wurden von ihnen nur Beamte eingestellt, die Anhänger der lutherischen Lehre waren. Die reformierten Pfarrer und Lehrer wurden vertrieben, die reformierte Schule in Altenkirchen wurde geschlossen. Die Einrichtung einer Lokalverwaltung für die Grafschaft Sayn-Altenkirchen erfolgte in der heutigen Kreisstadt durch die Übernahme von Beamten aus Sachsen-Eisenach, die alle Anhänger der lutherischen Lehre waren. In erster Linie für deren Kinder richtete nun der Landesherr ihrem Bekenntnis entspechend bereits im Jahre 1665 eine lutherische Schule ein. Für diese Schule wurde auf Kosten des Landesherrn ein eigenes Schulhaus errichtet, zu dessen Unterhaltung sich der Landesherr ebenfalls verpflichtete. Wo dieses erste lutherische Schulhaus gestanden hat. läßt sich heute mit Sicherheit aus den überlieferten Unterlagen nicht mehr feststellen. Dem kirchlichen Charakter der Schule entsprechend dürfen wir jedoch annehmen, daß es an der Kirchgasse gelegen war, und zwar gegenüber dem früheren Pfarrhaus und damit am Ende der alten Schulstraße. (Die heutige Quengelstraße gab es zu jener Zeit noch nicht.) Einem Bericht aus dem Jahre 1837 entnehmen wir, daß dieses Schulhaus bereits 1748 verkauft wurde, weil es alt und verfallen war. Schon im Jahre 1742 wandte sich die Stadt mit der Bitte an den Landesherrn, ihr diese „alte Schul" als Ratsstube zu überlassen. Man scheint diesem Wunsche nicht entsprochen zu haben, denn später finden wir an der gleichen Stelle die reformierte Schule. Der Verkaufserlös für die erste lutherische Schule sollte zum Neubau eines Schulhauses verwandt werden, jedoch erwarb der Staat im Jahre 1759 das Anwesen der Bürger Schwerz und Stüdinger an der Vordergaß und verlegte die lutherische Schule dort hin, nachdem für die Zwischenzeit auf herrschaftliche Kosten ein Schullokal angemietet worden war. Auf dem damals für Schulzwecke erworbenen Hausgrundstück an der Vordergaß steht heute das Anwesen des Metzgermeisters Otto Graf, Wilhelmstraße 3. Bei diesem zweiten lutherischen Schulhaus handelte es sich um einen zweistöckigen Bau aus Holz mit zugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Im ersten Stock befanden sich eine große und eine kleine Stube und im Obergeschoß vier Wohnräume mit einem großen Speicher. Bis zum Jahre 1845 war in diesem Hause an der Vordergaß die lutherische Schule untergebracht. In dieser Schulgründung des Herzogs Johann Georg I. von Sachsen-Eisenach im Jahre 1665 finden wir die Grundlage für die Patronatsverpflichtungen des Staates zur Unterhaltung der lutherischen Schule, des späteren Kantorats, die erst in jüngster Zeit abgelöst wurden.

Trotzdem die eisenachschen Herzöge mit Gewalt die reformierte Lehre zu unterdrücken versuchten, haben sie dieses Ziel niemals erreicht. Aber erst als ihnen die toleranten Markgrafen von Brandenburg-Anolzbach in der Regierung der ehemaligen Grafschaft Sayn folgten, wurde diese ein Hort der religiösen Toleranz, wo Lutheraner, Reformierte und Katholiken in gleicher Weise geduldet waren. Bereits die Nachfolger des ersten Herzogs von Sachsen-Eisenach scheinen nicht mit der gleichen Strenge gegen die Reformierten vorgegangen zu sein, denn vom Jahre 1720 ab hören wir wieder von einer reformierten Schule neben der lutherischen. Sie wurde wahrscheinlich zunächst in den Gebäuden der reformierten Kaplanei in der Pfaffengasse untergebracht und übernahm dann nach entsprechender Renovierung das Anwesen der lutherischen Schule an der Kirchgasse (altes Kantorat). Diese reformierte Schule wurde allerdings nicht wie die lutherische vom Staat unterhalten, die Schullasten hatte die reformierte Gemeinde allein zu tragen. Im 18. Jahrhundert hören wir dann, daß die Unterhaltungskosten zu drei Viertel vom Kirchspiel Altenkirchen und zu einem Viertel von der Stadt Altenkirchen getragen wurden. Diese zweite reformierte Schule hat neben der lutherischen bestanden, bis die Preußische Union auch für unsere Heimat eine Vereinigung beider Bekenntnisse brachte. Der Name blieb allerdings noch Jahrzehnte bestehen. Schulzwecken hat das Haus an der Kirchgasse bis zum Jahre 1846 gedient. In diesem Jahre wurde auf dem gleichen Grundstück eine neue evangelische Schule durch die Gemeinde erbaut.

So ging die Stadt Altenkirchen nach den Unruhen und Wirren des 17. und 18. Jahrhunderts mit zwei einklassigen Volksschulen in die preußische Zeit, der lutherischen (Kantorat) an der Vordergaß und der reformierten (auch Praeceptorat genannt) an der Kirchgasse. Die wachsende Bevölkerungszahl und die inzwischen durchgeführte allgemeine Schulpflicht ließen die vorhandenen Räume sehr bald sowohl wegen ihrer Größe als auch

hinsichtlich ihres baulichen Zustandes als völlig unzureichend erscheinen. Man mußte Abhilfe schaffen. In einer Eingabe des evangelischen Schulvorstandes vom 20. Juli 1836 lesen wir über die Schulverhältnisse jener Zeit:

„Die Schule des Lehrers Hundhausen zählt gegenwärtig über hundert Kinder, hat aber nur einen Flächenraum von 247 Quadratfuß (24,33 qm), so daß dieselbe nicht einmal für die Hälfte der Schüler den vorschriftsmäßigen Platz darbietet; dazu ist das Zimmer seiner Niedrigkeit wegen mit einer dumpfen, beengenden Luft angefüllt, was namentlich zur Winterszeit den Aufenthalt in demselben für den Lehrer und die Schüler sehr beschwerlich macht. Notgedrungen mußte man deßhalb für diese Schule die Kinder theilen, so daß die eine Hälfte Morgens, die andere Nachmittags unterrichtet wird: eine Einrichtung, worüber die hiesigen Bürger sich nicht mit Unrecht bitter beschweren, und wegen welcher manche sich schon geweigert haben, den vollen Schullohn zu zahlen. - Des Schadens, den die Schüler darüber leiden, brauchen wir nicht zu erwähnen.

Die Schule des Lehrers Fries, zu welcher einige sechzig Kinder gehören, hat einen noch beschränkteren Raum, so daß der genannte Lehrer bei manchen Unterrichtsgegenständen viele Kinder in seine Wohnstube in der oberen Etage hinaufschicken muß und dieselben dort unbeaufsichtigt laßen."

Später berichtet der Lehrer Hundhausen, „im ganzen Königreich Preußen existiere kein Schulgebäude, das in allen Stücken so mangelhaft sei als das hiesige". So sind die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrhunderts ausgefüllt mit Plänen und Erörterungen zur Behebung der Raumnot für die Altenkirchener Schulen, zumal zu den beiden evangelischen Schulen nun auch noch die katholische Schule hinzugekommen war. Die vorübergehend eingegangene höhere Schule verfügte ebenfall über keinen entsprechenden eigenen Unterrichtsraum. Man erörterte zunächst die Unterbringung aller Klassen der in Altenkirchen bestehenden Schulen (lutherische, reformierte, katholische und lateinische Schule) in den Räumen des herrschaftlichen Fruchtspeichers an der heutigen oberen Quengelstraße. Dieser diente nur noch zum geringen Teil seiner ursprünglichen Bestimmung. Das Abklingen der Grundherrschaft und die damit verbundene Umwandlung der alten Naturallieferungen in Geldleistungen machte einen großen Teil des Lagerraumes überflüssig. Im Erdgeschoß des Hauses hatte man das Salzmagazin und die Geräte und Materialien der Straßenbauverwaltung untergebracht. Die königliche Regierung hatte jedoch ernsthafte Bedenken gegen die Unterbringung der Altenkirchener Schulen in diesem Gebäude, und zwar wegen der damit verbundenen erhöhten Brandgefahr. Die für Schulzwecke nicht benötigten Räume sollten nämlich, wenn auch in begrenztem Umfange, weiterhin als Lagerräume genutzt werden. Im Jahre 1837 wurde deshalb der Umbau des Münzflügels des alten Schlosses in Erwägung gezogen. Der preußische König genehmigte am 13. März 1838 den notwendigen Umbau zur Einrichtung von vier Schulklassen und stellte sogar zur Bestreitung der Baukosten 900 bis 1000 Taler zur Verfügung. Daran war allerdings die Bedingung geknüpft, daß die laufenden Kosten durch die Schulgemeinde aufzubringen seien und das Gebäude selbst fiskalisches Eigentum bleibe. Zunächst schien man in Altenkirchen sehr erfreut über diesen königlichen Gnadenbeweis. Die notwendigen Umbauarbeiten konnten jedoch nicht sofort in Angriff genommen werden, da der katholische Pfarrer Köppchen seine im ehemaligen Münzflügel gelegene Wohnung nicht umgehend aufgeben konnte, weil ihm eine Ersatzwohnung nicht zur Verfügung stand. Mit der Zeit kamen der Altenkirchener Bürgerschaft jedoch erhebliche Bedenken gegen die Durchführung des gesamten Vorhabens. In einer Eingabe vom 12. August 1841 an den Herrn Oberpräsidenten legte der Schöffe Schumann mit Zustimmung des Schöffenrates sogar Beschwerde gegen die Durchführung dieses Planes ein. Er führte dabei unter anderem aus, die Stadt sei lediglich verpflichtet, einen Raum für die zweite Elementarklasse zu beschaffen. Die Unterhaltung von vier Schulsälen würde auf die Dauer die Stadt höher belasten als der Neubau eines Klassenraumes. Im übrigen stelle bei der Baufälligkeit des gesamten Gebäudes die Unterbringung der vier Altenkirchener Schulklassen nur eine vorübergehende Lösung dar. Dann aber solle die Stadt neu bauen. Der Oberpräsident erkannte die Gründe der Stadt Altenkirchen an, er genehmigte den Bau einer zweiten Volksschulklasse und bemerkte, daß dies eine Aufgabe der Gemeinde Altenkirchen sei, eine Beihilfe aus Staatsmitteln könne zu dem Bauvorhaben nicht gegeben werden. Die Frage, wer zu den Kosten einer katholischen Schule beizutragen habe, bleibe künftiger Entscheidung vorbehalten.

Aus den gesamten Erörterungen zwischen den Berliner Ministerien, der Königlichen Regierung zu Koblenz und der Stadt Altenkirchen ergab sich für jene Zeit hinsichtlich der Unterhaltspflicht für die Altenkirchener Schulen folgende Lage:

Kantorat und Rektorat waren bisher aus Mitteln des Staates unterhalten worden, die Unterhaltung der ehemals reformierten Schule galt als Aufgabe der reformierten Gemeinde, an deren Stelle nach Einführung der Preußischen Union die bürgerliche Gemeinde getreten war. Damit war diese reformierte Schule die erste wirkliche Kommunalschule der Stadt Altenkirchen. Völlig ungeklärt schien jedoch die Frage der Unterhaltspflicht bei der katholischen Schule zu sein. Die Forderung der in Altenkirchen und Umgebung wohnenden katholischen Bürger, daß auch ihre Schule vom Staate zu unterhalten sei, wurde von diesem abgelehnt, da nach Auffassung der Königlichen Regierung in Koblenz und des Ministeriums in Berlin diese Schule bis dahin vorwiegend den Charakter einer Privatschule gehabt habe. Die Geistlichen des Klosters Marienthal hatten bereits vor Aufhebung des Klosters die Kinder der in der Umgebung zerstreut wohnenden Katholiken unterrichtet. Nach Aufhebung des Klosters nahmen sich die Pfarrverweser von Marienthal dieser Kinder an. Mit der Errichtung der katholischen Pfarrei in Altenkirchen im Jahre 1827 kam diese katholische Schule nach Altenkirchen. Sie wurde zunächst in der Wohnung des katholischen Geistlichen eingerichtet und später im Münzflügel des alten Schlosses recht unzulänglich untergebracht. Zur Behebung dieses Mißstandes schlug die Königliche Regierung vor, die katholischen Kinder am Unterricht der evangelischen Kommunalschule (ehemals reformierte Schule) teilnehmen zu lassen, also eine Simultanschule zu errichten, oder den bisherigen Zustand solange bestehen zu lassen, bis die katholische Kirchengemeinde aus eigenen Mitteln in der Lage sei, für ihre Schule ein neues und eigenes Gebäude zu errichten. Für den ersten Fall war man bereit, die notwendigen Räume im Schlosse zu Altenkirchen gegen Erstattung der Unterhaltungskosten zur Verfügung zu stellen.

Nach jahrelangen Erörterungen wurden jedoch alle Pläne zur gemeinsamen Unterbringung der in Altenkirchen bestehenden Schulen aufgegeben. Die unzulänglichen Unterbringungsverhältnisse blieben weiterhin bestehen. Erst im Jahre 1845/46 wurde durch den preußischen Staat für das Kantorat ein neues Schulgebäude an der Kölner Straße, und zwar gegenüber der heutigen Süßen Ecke errichtet. Es handelte sich um ein zweistöckiges Gebäude mit einem großen Klassenraum und einer Dienstwohnung für den Lehrer nebst den dazugehörigen Wirtschaftsgebäuden. Diese fiskalische Schule an der Kölner Straße ist vielen unserer Bürger noch unter dem Namen der dort tätigen Lehrer als Trapp- oder Adami-Schule in Erinnerung. Das alte fiskalische Schulhaus an der Vordergaß mit zugehörigen Wirtschaftsgebäuden wurde am 13. Juli 1848 versteigert und zum Preise von 1660 Taler von dem Bäckermeister Ludwig Brand erworben. Anlieger dieses Hauses waren damals die Bürger Daniel Grimsehl und Alexander Cramer. Ludwig Brandt trat jedoch vom Kauf zurück, an seiner Stelle erwarb Heimann Davis das Anwesen, der es an den Kaufmann Hermann Simon weiter veräußerte. Nicht unerwähnt soll in diesem Zusammenhang bleiben, daß in diesem Hause Wilhelmstraße 3 am 23. 4. 1893 der zweite große Brand in Altenkirchen ausbrach, dem 63 Wohnhäuser und 32 selbständige Nebengebäude zum Opfer fielen. Nach dem Brand erwarb dieses Grundstück die Familie Graf. Das in den Jahren 1845/46 neu errichtete fiskalische Schulhaus an der Kölner Straße diente dem Unterricht bis zum Jahre 1902. Die dort wohnenden Lehrer klagten allgemein über die Feuchtigkeit des Gebäudes, vor allen Dingen, nachdem der Nachbar Schumann sein Grundstück aufschüttete und damit der Abzug des Wassers zum Quengel verhindert wurde. Bereits im Jahre 1850 beklagte sich der Stelleninhaber, daß wegen der Feuchtigkeit das Vieh im Winter nicht in den zu der Schule gehörenden Ställen bleiben könne und daß er noch nicht einmal sein Getreide in der eigenen Scheune dreschen könne. Gerade die Beseitigung dieser Feuchtigkeit und der mit ihr verbundenen Gebäudeschäden verursachte immer wieder hohe Unterhaltungskosten. Wohl aus diesem Grunde verkaufte der Staat bereits kurz nach der Jahrhundertwende dieses Grundstück mit den aufstehenden Gebäuden an den Fuhrunternehmer Karl Herchet, nachdem er an der Siegener Straße aus dem Besitz der Familie Pfeifer ein neues Baugrundstück erworben hatte. Karl Herchet baute den Schulsaal zu Wohnungen um und erweiterte das gesamte Anwesen. Im Frühjahr 1945 fiel diese alte Schule den Bomben des 2. Weltkrieges zum Opfer. Der preußische Staat hatte nach dem Verkauf dieses Grundstückes entsprechend den alten Patronatsverpflichtungen an der Siegener Straße ein neues Schulgebäude mit einem Klassenraum und einer Dienstwohnung errichtet, das vom Jahre 1902 ab bis zur Gegenwart der evangelischen Volksschule zur Verfügung stand. Von allen Schulen der Stadt ist nur diese im Frühjahr 1945 erhalten geblieben. Nach Fertigstellung der neuen Evangelischen Volksschule, zu deren Finanzierung in einem Vertrage zwischen dem Land Rheinland-

Pfalz und der Stadt Altenkirchen die seit 1665 bestehenden Patronatsverpflichtungen des Staates abgelöst wurden, wird dieses Gebäude, um zwei Klassenräume erweitert, der 3-klassigen Katholischen Schule zur Verfügung stehen.

Um auch der früheren reformierten Schule einen ausreichenden Klassenraum zur Verfügung stellen zu können, erbaute die Stadt Altenkirchen im Jahre 1846/47 ein neues Schulhaus mit einer Dienstwohnung an der Kirchgasse und zwar an der Stelle, an der vor diesem Kriege das Haus mit den beiden Lehrerdienstwohnungen stand. Das Baugrundstück stellte das evangelische Presbyterium bereits im Jahre 1842 kostenfrei zur Verfügung. Veranschlagt wurde das Gebäude mit 2800 Talern. Die Stadt Altenkirchen war gezwungen, diese Summe als Darlehen aufzunehmen. Nachdem verschiedene Bemühungen des damaligen Bürgermeisters Nörrenberg in dieser Hinsicht gescheitert waren, erklärte sich die Königliche Regierung in Koblenz in Anbetracht der Dringlichkeit des Vorhabens bereit, der Stadt diesen Betrag aus der Schullehrerwitwenkasse zu einem Zinssatz von 4 vH. mit einer Laufzeit von 20 Jahren zur Verfügung zu stellen. Die Bauarbeiten übernahm der Bauunternehmer Karl Sachse. Nach dem an dieser Schule tätigen Lehrer ist sie als Paulus- oder Hundhausen-Schule bekannt. Mit der Fertigstellung der 4-klassigen Gemeindeschule auf dem Schloßplatz im Jahre 1881 wurde der in dieser Schule vorhandene Lehrsaal nicht mehr benötigt. Der Gemeinderat von Altenkirchen beschloß deshalb in seiner Sitzung vom 2. Juli 1886 einstimmig, diesen Schulsaal in eine Wohnung umzubauen. Damit standen in diesem Gebäude zwei Wohnungen mit insgesamt 11 Zimmern zur Verfügung. Der Einbau der zweiten Wohnung sollte so erfolgen, daß bei auftretendem Bedarf ohne allzu große Schwierigkeiten die im Obergeschoß untergebrachte Wohnung nach Herausnahme der Zwischenwände wieder als Klassenraum benutzt werden konnte. Das ganze Anwesen fiel dem großen Brand im Jahre 1893 (23. 4.) zum Opfer. An seiner Stelle wurde dann von der Stadt ein Dienstwohngebäude mit zwei Lehrerwohnungen errichtet, welches durch die Bombenangriffe im Frühjahr 1945 vollkommen zerstört wurde. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang noch, daß diese in den Jahren 1846/47 durch die Stadt Altenkirchen errichtete Schule das erste Schulgebäude darstellt, dessen Bau- und Unterhaltungskosten restlos durch die Stadt aufgebracht wurden. Trotz der 1881 erfolgten Einrichtung von vier Schulklassen auf dem Schloßplatz mußte im Jahre 1901 nach Einrichtung einer weiteren evangelischen Lehrerstelle im Quengel ein neues Schulhaus mit einem Schulsaal und einer Lehrerwohnung errichtet werden, das ebenfalls im Frühjahr 1945 in Trümmer sank. Die letzte Schule am Quengel ist unseren Bürgern als Bellersheim-Schule heute noch bekannt. Sie stellt das dritte Schulgebäude dar, das im Laufe von 2-Jahrhunderten auf dem engen Raume zwischen der heutigen Quengelstraße, der Kirchgasse und der Pfaffengasse errichtet wurde.

Die beiden in den Jahren 1845/46 und 1846/47 errichteten Schulhäuser ersetzten nur den bis dahin zur Verfügung stehenden Schulraum. Sie trugen in keiner Weise der wachsenden Kinderzahl Rechnung. Die einzelnen Klassen hatten oft über 100 Schüler, die Raumfrage für die katholische Volksschule war immer noch ungelöst. Diese blieb zunächst zusammen mit dem Landratsamt, dem Bürgermeisteramt und dem Gefängnis im Münzflügel des alten Schlosses. Im Jahre 1853 wurde die katholische Schule bereits von 70 bis 80 Kindern besucht. Bis dahin aber hatten sich zwei Auffassungen geklärt: 1. Der Plan zur Einrichtung einer Simultanschule wurde zunächst aufgegeben. 2. Die Unterhaltspflicht der politischen Gemeinde für ihre Volksschulen wurde allgemein anerkannt, soweit nicht aus der Vergangenheit Unterhaltsverpflichtungen besonderer Art bestanden.

Die Königliche Regierung zu Koblenz erklärte deshalb am 14. 1. 1856 den Neubau einer katholischen Volksschule zur Aufgabe der politischen Gemeinde Altenkirchen, bemerkte aber gleichzeitig, daß diese zur Zeit wirtschaftlich dazu noch nicht in der Lage sei.

Inzwischen waren die Räume im ehemaligen Schloß immer mehr verfallen. Am 31. Juli 1854 zeigte der damalige Landrat Kampers an, daß er mit dem Kreisbüro die bisher im Schloß innegehabten Räume wegen Baufälligkeit und schädlichem Einfluß verlassen habe. Das Landratsamt wurde in der Frankfurter Straße untergebracht. In einem Bericht vom 19. 11. 1857 führte der Landrat aus, daß er es nicht weiter verantworten könne, die katholische Volksschule in dem baufälligen Schloß zu belassen. Da ein geeigter Raum anderweitig nicht zu beschaffen war, wurde im Jahre 1857 im Anschluß an das inzwischen am heutigen Blücherplatz neu errichtete katholische Pfarrhaus, und zwar zwischen dem Hinterhaus desselben, der Schloßmauer und der alten Stadtmauer ein

Schulsaal errichtet. Die heute auf dem oberen Schloßplatz stehende Baracke hat also bereits eine Vorgängerin gehabt. Die Kosten für diese als Provisorium gedachte Lösung wurden durch freiwillige Gaben der Mitglieder der katholischen Gemeinde aufgebracht. In diesen Räumen verblieb die katholische Schule bis zum Jahre 1881.

Die allgemeine Schulraumnot in Altenkirchen aber blieb auch über die Jahrhundertwende hinaus bestehen. Die politische Gemeinde Altenkirchen scheute im Hinblick auf die Zersplitterung des Schulwesens vor Teillösungen für die eine oder andere Schule zurück. Sie ergriff vielmehr in den 70er Jahren wieder den alten Plan zur Schaffung einer Simultanschule auf. Gemeindevorstand und Schulvorstand richteten einen entsprechenden Antrag an die Königliche Regierung in Koblenz. Im Jahre 1875 genehmigte die Regierung die Umwandlung der bisherigen Konfessionsschulen in eine Simultanschule. Trotz des Einspruchs verschiedener Stellen wurde diese Genehmigung im Jahre 1876 durch das Ministerium in Berlin bestätigt. Damit waren die Voraussetzungen für eine allen Volksschulen gerecht werdende Lösung der Raumfrage durch ein gemeinsames Bauvorhaben geschaffen. Der damalige Bürgermeister Litzmann erwarb im Jahre 1878 vom Staat für 6695 Mark das alte Salzmagazin an der oberen Quengelstraße, das früher als herrschaftlicher Fruchtspeicher errichtet worden war und zeitweise auch als Pferdestall gedient hatte. Dem Bauunternehmer Karl Sachse wurde der Umbau übertragen. Dabei wurden vier große Lehrsäle und zwei Dienstwohnungen eingerichtet. Am 13. 12. 1881 konnte diese Gemeindeschule ihrer Bestimmung übergeben werden. Bürgermeister Litzmann betonte, daß hier nun ein Bau stehe, der allen Anforderungen der Neuzeit genüge und in dem sich Lehrer und Schüler wohlfühlen sollten, die Gemeinde Altenkirchen sei aber auch bis zur Grenze ihrer Leistungsfähigkeit gegangen. Am 14. 12. 1881 begann auf dem Schloßplatz der Unterricht für die 2. bis 4. Klasse der Simultanschule. Die 1. Klasse blieb im fiskalischen Schulgebäude an der Kölner Straße. Damals waren an der Altenkirchener Volksschule die Lehrer Trapp, Hart, Imhäuser und Paulus beschäftigt.

Die im Jahre 1875 durch die Königliche Regierung in Koblenz genehmigte und im Jahre 1876 durch das Ministerium in Berlin bestätigte Simultanschule in Altenkirchen bestand bis zum Jahre 1890. Zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen Staat und Gemeinde kam es, als ein Teil der katholischen Bürger den Antrag auf Umwandlung der Simultanschule in Konfessionsschulen stellte. Gemeindevertretung, Schulvorstand und auch ein Teil der katholischen Bürger hielten an der Simultanschule fest und wiesen in ihren Eingaben immer wieder auf deren Vorteile hin. Die Simultanschule diene dem konfessionellen Frieden, so lesen wir in den verschiedensten Eingaben jener Zeit, sie habe sich im benachbarten Nassau auf das Beste bewährt und stelle für die Altenkirchener Verhältnisse die billigste Lösung der Schulraumfrage dar. In diesem Streit behauptete die Gemeindevertretung weiter, daß sie die Unterhaltspflicht nur für eine Simultanschule und nicht für verschiedene Konfessionsschulen übernommen habe. Sie drohte der Regierung sogar, sie werde das 4-klassige Schulgebäude auf dem Schloßplatz für die Einrichtung von Konfessionsschulen nicht zur Verfügung stellen. Wenn man schon Konfessionsschulen einrichten wolle, dann müßten die alten konfessionellen Schulsozietäten auch selbst die Bau- und Unterhaltungskosten übernehmen. Die Entscheidung fiel zu Gunsten der Konfessionsschule. Wir dürfen dabei wohl annehmen, daß nicht in erster Linie die Argumentation der Altenkirchener Schulparteien sondern allgemeine staatspolitische Erwägungen für diesen Entschluß ausschlaggebend waren. Es wurden nun drei evangelische und eine katholische Klassen in der Schule auf dem Schloßplatz eingerichtet. Ein Unglück traf diese Schule am 12. 4. 1894. Gleich nach 11 Uhr vormittags brach auf dem Speicher des Hauses Feuer aus, das in wenigen Minuten den gesamten Dachstuhl erfaßte. Das Gebäude wurde bis auf die Umfassungsmauern vernichtet. Die 2. und 3. Klasse der evangelischen Volksschule wurden daraufhin im Saale des Gastwirts Karl Langenberg untergebracht. Doch mit Beginn des Winterhalbjahres 1894/95 stand das neu hergerichtete Schulhaus wieder zur Verfügung. Im Jahre 1934 wurde eine der vorhandenen Dienstwohnungen in einen Klassenraum umgebaut, so daß vor dem Kriege auf dem Schloßplatz fünf Klassenräume zur Verfügung standen. Dazu kam die fiskalische Schule in der Siegener Straße und die Gemeindeschule in der Quengelstraße. Die Volksschulen der Stadt Altenkirchen hatten demgemäß vor Ausbruch des Krieges insgesamt sieben Klassenräume, für ihre Lehrer standen fünf Dienstwohnungen zur Verfügung.

Wie bereits erwähnt, ging aus den Bombenangriffen des 2. Weltkrieges nur die fiskalische Schule an der Siegener Straße un-

versehrt hervor. Die Quengelschule mit ihrer Dienstwohnung wurde restlos zerstört, desgleichen das Dienstwohngebäude mit den beiden Wohnungen an der Kirchgasse. In den Resten des ebenfalls stark zerstörten Gemeindeschulhauses auf dem Schloßplatz konnten nach Anbringung eines Notdaches nur noch zwei Klassen untergebracht werden. Für drei weitere evangelische Klassen mußte auf dem Schloßplatz eine Baracke aufgestellt werden, auf deren Benutzung erst nach Fertigstellung der neuen Schule verzichtet werden kann. Eine Klasse der evangelischen Schule wurde mietweise im evangelischen Gemeindehaus untergebracht. Doch auch noch dem Restgebäude auf dem Schloßplatz drohte weiteres Unheil. Ein gewaltiger Sturm vor Heiligabend 1954 erfaßte das nach dem Kriege aufgebrachte Notdach und warf es auf den Schloßplatz, so daß es fraglich schien, ob die beiden Klassenräume noch bis zur Fertigstellung des Neubaues für die evangelische Volksschule benutzt werden konnten. Die Witterung zwischen Weihnachten und Neujahr erlaubte jedoch den Wiederaufbau und die neue Verankerung des Daches. Die katholische Schule mit insgesamt 3 Klassen fand nach dem Kriege eine Notunterkunft in den zwei Räumen des Anbaues der ebenfalls durch Bomben zerstörten ehemaligen höheren Stadtschule. Nach Fertigstellung der neuen evangelischen Volksschule wird die katholische Schule vorübergehend die beiden Klassen auf dem Schloßplatz und den Klassenraum der früheren fiskalischen Schule beziehen. Nach entsprechender Erweiterung der fiskalischen Schule, die inzwischen in das Eigentum der Stadt übergegangen ist, wird sie dort ihr endgültiges Heim finden. Die Zeit des für Eltern und Kinder unangenehmen und lästigen Schichtunterrichts aber ist mit dem Tage der Einweihung der neuen evangelischen Volksschule vorbei.

Die Geschichte der Altenkirchener Schulhäuser spiegelt alle die Katastrophen wieder, die in den letzten Jahrhunderten über unsere Stadt hereingebrochen sind. Kaum eines der alten Gebäude ist infolge natürlicher Abnutzung außer Dienst gestellt worden, die meisten sind einer Feuersbrunst oder den Bombenangriffen des letzten großen Krieges zum Opfer gefallen. Mögen deshalb die unter großen Opfern der Bürgerschaft neu erstellten Schulgebäude von solchen Katastrophen verschont bleiben, mögen sie in einer langen Friedenszeit dem Unterricht und der Erziehung unserer Jugend dienen.

— — —

Die Unterlagen zu dieser Darstellung verdanke ich dem Staatsarchiv Koblenz, dem Katasteramt Altenkirchen, der Schulchronik der evangelischen Schule, den heimatkundlichen Sammlungen des Herrn Oberschullehrers Burkhardt und der Auswertung der mündlichen Überlieferungen.

Die neue evangelische Volksschule in Altenkirchen

VON PAUL HILD

Das öffentliche Interesse fordert vor einem Schulneubau reifliche und bedachtsame Überlegungen, um mit den vorhandenen Mitteln ein Gebäude zu schaffen, das sowohl den Grundsätzen der architektonischen Schönheit als auch der höchsten pädagogischen Zweckmäßigkeit entspricht. Als eine der hervorragenden öffentlichen Gebäude ist die Schule seit dem vergangenen Jahrhundert besonders in kleineren Gemeinwesen zu einem gewissen Mittelpunkt geworden, der nicht nur das wertvollste Gut bei sich sammelt, um es heranzubilden, sondern auch eben durch seinen Erziehungsauftrag auf vielfältige Weise mit der Gemeinde und der Heimat eng verbunden ist. So ist es schon äußerlich verständlich, daß die Schule ihrem innersten Wesen nach vielleicht mehr noch als ein anderes Gebäude nicht als ein Fremdkörper in ihrer Umgebung wirken darf, sondern dem Charakter der Landschaft entsprechen und sich harmonisch in die örtlich gegebene Bauplanung eingliedern muß.

Wenn wir moderne Schulen betrachten, so mag uns vielfach auffallen, daß sie sich in ihrer Bauweise dem Wohnungsbau nähern — nicht von ungefähr, denn beiden, Schule und Wohnung, ist die enge Beziehung zum

Menschen gemeinsam. Wir wollen die Schule zum Wohnbereich der Kinder machen. Das ist natürlich ein großer Anspruch an den Schulbau und bedeutet bewußt eine Abkehr von der alten Schule mit ihren kleinen Fenstern, finsteren Gängen und unfreundlichen, unzureichenden Räumen. Wir sind auch abgekommen von den hochgeschossigen „Schulkasernen" und von den Repräsentationsbauten mit Türmchen, Erkerchen, Verzierungen und schönen Fassaden. Die Schule ist kein Prunkbau inmitten der engen, verkehrsreichen Stadt, sondern eine Einrichtung von höchster Zweckmäßigkeit, ein ruhiger und freier Lebensbereich für die Kinder, abseits von Lärm und Getriebe. Nur in der Schule kann etwas Gutes wachsen.

Das Schulhaus muß allein für die Welt des Kindes gestaltet sein, die Jugend muß in ihm Raum haben, um in allseitig tätiger Bildungsarbeit zu wachsen und sich zu entwickeln Neue erzieherische Einsichten verlangen neue Raumgestaltungen, und die Zweckmäßigkeit eines jeden einzelnen Raumes und jeder Anlage entscheidet über den Wert des Schulneubaues. Dabei muß man sich aber sorgsam hüten, jeden pädagogischen „letzten Schrei", jedes Experiment und jedes vielleicht nur gefühlte und nicht einmal klar ausgesprochene pädagogische Wollen für die nächsten Generationen in Stein und Eisen zu verewigen. Um es vorweg zu sagen: Es ist beim Schulneubau in Altenkirchen vermieden worden, etwa vieleckige oder gar kreisrunde Klassenräume zu bauen, sondern es wurde an bewährten rechteckigen oder quadratischen Formen festgehalten, so wie die meisten von uns ja auch noch gerne in ihren „vier Wänden" wohnen wollen. Wer also glaubt, in Altenkirchen eine hypermoderne Schule zu finden, der wird enttäuscht sein. Wer beim Hausbau neue Formen sucht, um nach außen zu gefallen, der baut schlecht. Ein neues Schulhaus soll nicht imposant sein, sondern echt.

Die neue Schule in Altenkirchen wurde bewußt abseits der Verkehrs- und Lärmzone an den Westrand der Stadt gebaut, wo sie noch die Nähe der Felder und Gärten atmet und von Grünflächen und Baumgruppen umgeben sein wird, wenn die Außengestaltung des Schulgrundstückes abgeschlossen ist und die Natur das Werk der Menschen weiterführt. Das langgestreckte zweigeschossige Hauptgebäude in Nordsüdrichtung vermeidet nach Möglichkeit jede Massierung von Kindern auf Treppen und Fluren. Zwei große Höfe mit überdachter Regenhalle trennen die Kinder der Unter- und Oberstufe auch während der Unterrichtspausen. In Grünanlagen mit Baumgruppen kann bei schönem Wetter im Freien unterrichtet werden. Ein Spielplatz und Rasenflächen dienen dem gegemeinsamen Spiel und der Leibeserziehung. Der Schulgarten soll die Kinder zur liebevollen Beschäftigung mit der Natur anregen und die befreiende Freude körperlicher Arbeit im Garten in ihnen auslösen.

Kern- und Mittelpunkt einer jeden Schule ist für das Kind der Klassenraum. Acht Stammklassen mit Ausblick nach der Stadt, zur Morgensonne hin gelegen, nehmen die einzelnen Schülerjahrgänge auf, ein großer Gemeinschaftsraum ist für Schulfeiern, gemeinsame Filmvorführungen und den Musikunterricht bestimmt. Ein Zimmer für den Handarbeits- und Naturlehreunterricht dient den besonderen Erfordernissen dieser Fächer.

Alle Klassenräume haben sehr große Fenster und einen hellen, freundlichen Anstrich. Die Tische und Stühle für die Kinder sind nach Formschönheit, Wohnlichkeit und Zweckmäßigkeit ausgewählt. Überall sind Einrichtungen zur Schalldämpfung vorhanden, die ebenfalls dazu dienen, eine trauliche Wohnstubenatmosphäre in jeder Klasse zu schaffen. Gegen Nachbargeräusche ist der Unterricht absolut gesichert, weil besondere Garderobenräume zwischen den Klassenzimmern eingebaut wurden. Dadurch ist auch die Frage der Kleiderablage auf die bestmögliche Art gelöst.

Eine große Lautsprecheranlage ermöglicht Rundfunkübertragung in alle Räume.

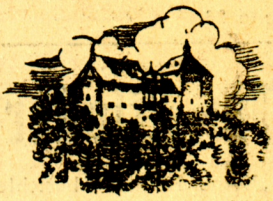
In einem rückwärtigen Gebäudetrakt, der sich von der Eingangshalle nach Westen hinzieht, sind Lehrerzimmer, Rektor- und Hausmeisterwohnung untergebracht, weiterhin im Anschluß an die Pausenhalle die sanitären Anlagen, Werkraum und Lehrküche.

Die kurze, nüchterne Beschreibung des Schulhauses möge deutlich machen, was bei Planung und Bauausführung erstrebt wurde: eine Schule zu schaffen, die unserer Zeit mit ihren Alltagserfordernissen und ideellen Bestrebungen entspricht, nicht aber eine Schule, die Illusionen verwirklichen will. Kinder und Lehrer freuen sich in der Hoffnung, daß es dort schöner und besser sein werde als im alten, engen Haus: mehr Raum, mehr Schönheit, mehr Möglichkeiten und Ruhe zur Arbeit

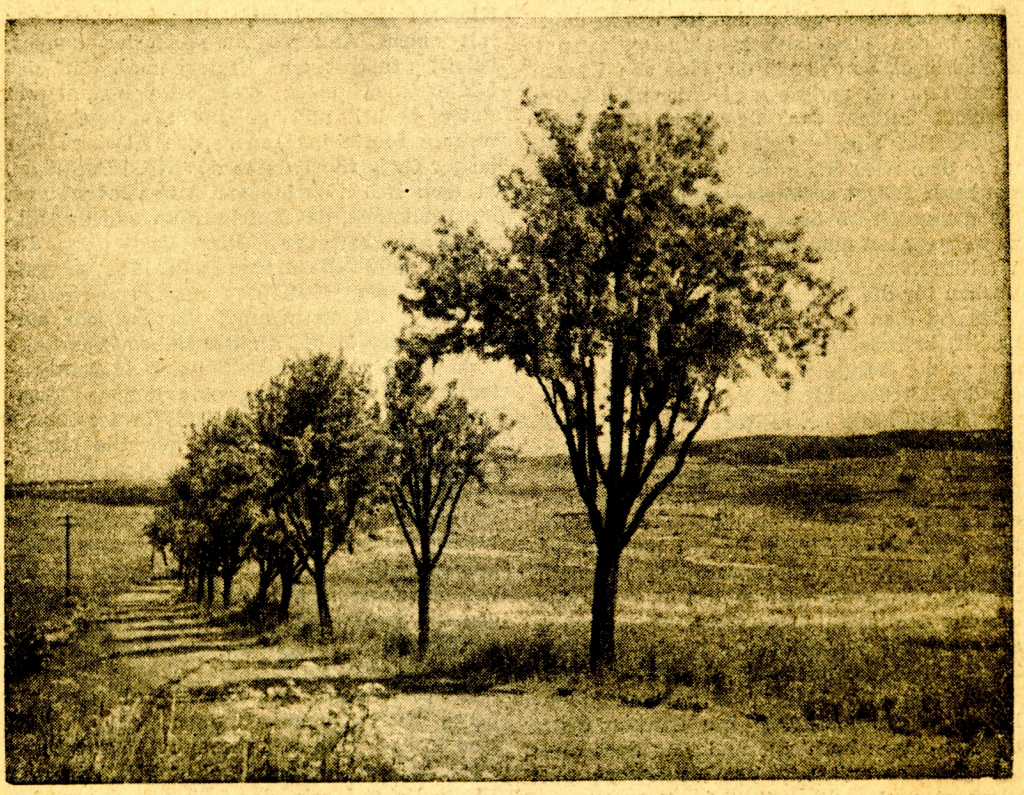
Die neue Schule erschöpft sich jedoch nicht im Haus. Es ist nur ein gutes Gefäß. Das Leben aber wächst innen. Dort sollen sich Mensch und Gemeinschaft in fröhlicher Zusammenarbeit bilden.

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer, Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22

Deine HEIMAT



Juni 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 6



Im Sommer

Im Grase lieg ich hingestreckt
und blinzle hoch ins Blau,
wo Wolken wallen, windgeweckt,
und denke nichts und schau
und schau nur immer immerzu:
wie wird mir doch so weit,
als hielt ich meine gute Ruh
schon über aller Zeit.

Richard v. Schaukal

Im Kloster Marienthal

Hans-Heinrich Demmer

„Deine Heimat" berichtete in Nr. 5/1954 aus der Geschichte des Klosters Marienthal. Der heutige Beitrag will sich mit der Architektur und der künstlerischen Ausgestaltung der Klosteranlage befassen.

Das Kloster Marienthal in seiner heutigen Form stammt aus dem Jahre 1756. Sein Bau wurde dadurch erschwert, daß man es in den Hang eines steilen Berges errichtete. Der Raum für den hinteren Teil der Kirche, die mit dem Kloster organisch verbunden ist, wurde dabei sogar in den Felsen desBerges hineingesprengt. Zwei Flügel, von denen der eine von Westen nach Osten, der andere von Norden nach Süden verläuft, bilden das eigentliche Klostergebäude. Die Kirche befindet sich zum Teil unter dem Klosterbau, an der Stelle, wo dessen beide Flügel aufeinanderstoßen. Um nicht die ganze Kirche in den Felsen hineinbauen zu müssen, hat man in der Richtung des Ost-Westflügels einen etwa sechs Meter langen Vorbau für die Kirche an das Kloster gebaut. Während man die Kirche vom Talgrund her betritt, befindet sich der Eingang zum Kloster an der Bergseite, etwa zehn Meter höher als der Kircheneingang. Von einem besonderen Baustil kann keine Rede sein; das Ganze stellt einen schlichten und einfachen Zweckbau dar, ganz wie es dem Sinne des Franziskaner-Ordens entspricht. Man wollte offenbar ein Bauwerk für weite Zukunft schaffen, denn die Außenwände - wohl meterdick - bestehen aus schweren Bruchsteinquadern. Hierbei verwandte man zum Teil die Steine, die aus dem Berg herausgenommen wurden, als man den Platz für die Kirche sprengte. Zwei Reihen kleiner und schmuckloser Fenster erhellen die Zellen und anderen Räumlichkeiten des Klosters. Die Kirchenfenster dagegen ragen hoch auf und sind nach oben gewölbt. Von außen ist das Mauerwerk glatt verputzt und weiß getüncht. Kein Zierrat, kein Gesimse beleben die glatten Mauerflächen. Nur in der Mitte der Nordseite befindet sich in einer Mauernische ein kleines, reliefartig gearbeitetes Madonnenbild; außerdem hat man rechts über der Eingangspforte zum Kloster ein einfaches Holzkreuz aufgestellt. Das Klostergebäude hat zwei Stockwerke. Sein Nord-Südflügel ist etwa 35, der West-Ostflügel etwa 25 Meter lang. Das Dach, nicht allzu steil, ist mit Schiefer gedeckt und hat mehrere Mansarden-Öffnungen. Die Höhe der Dächer auf den einzelnen Flügeln und der Kirche ist verschieden. Über der Kirche befindet sich ein kleines, sechseckiges Glokkentürmchen mit einem Haubendach, das von einer Spitze gekrönt wird. Dieses Glockentürmchen hat nie mehr als eine Glocke gehabt. Alle Gebäude sind gegen den Weg von einer hohen Mauer aus Bruchsteinen abgeschlossen. Ein mächtiger Kastanienbaum überschattet die Eingangspforte, deren schweres Tor das Kloster von der Außenwelt abschließt.

Ebenso schmucklos wie das Äußere des Klosters ist das Innere. Der Besucher, der mit einem Anliegen zum Kloster kommt, betritt zunächst ein Wartezimmer. Auf das Läutezeichen einer Ziehglocke kommt ein Pater herbei und geleitet ihn durch eine weitere Pforte ins Innere des Klosters. Ein langer Gang führt durch den Nord-Südflügel, in dem sich verschiedene Aufenthaltsräume, die Bibliothek, das Refektorium und der Sitzungssaal, befinden. Hier liegt über der Kirche auch die Hauskapelle. Das Pfingstwunder, ein Gemälde aus der Neuzeit, schmückt die Steinwand, vor der ein einfacher Altar steht. An der linken Wandseite steht auf einem Nebenaltar eine 49 Zentimeter hohe Piëta-Gruppe, eine jüngere Nachbildung des Gnadenbildes, das in der Kirche seine Aufstellung gefunden hat. Die bunten Glasfenster stellen die Heilung eines Blinden, eines Taubstummen und die Schöpfung dar. Im oberen Stockwerk liegen die Klausen der Mönche und diejenigen der Exerzitien-Teilnehmer. Die Klausen der Mönche dürfen von Fremden nicht betreten werden. Vom oberen Stockwerk führt eine Treppe mit mehreren Absätzen hinab zur Kirche. An den Wänden des Treppenganges hängen Gemälde und Schnitzwerke, die aus der früheren größeren Klosterkirche stammen. Alle Figuren sind in barockem Stil gearbeitet. Bemerkenswert ist ein schönes, großes Bild von der Himmelfahrt Maria, das früher in der großen Klosterkirche als Altarbild gedient haben soll. Ein zweites Bild stellt die hl. Veronika mit dem Schweißtuch des Herrn dar. Beide sind altertümliche, kunstvolle Gemälde unbekannter Meister.

Das Innere der Kirche ist ein hoher, einschiffiger, gewölbter, barocker Raum. Die linke Seitenwand ist von vier hohen, schmalen Fenstern durchbrochen; die letzten zwei zeigen in bunter Glasmalerei Figuren von Heiligen und Bilder aus dem kirchlichen Leben. Die Fenster der rechten Seitenwand sind bis auf den obersten Teil geschlossen und

bilden Nischen. Zwischen den Fenstern strebt jeweils ein Pfeiler empor. Von den Kapitellen der Pfeiler ausgehende Zierlinien teilen das Deckengewölbe in Felder auf, die durch Ornamente im Stil des Barock geschmückt werden. Barockes Stuckwerk findet sich auch in anderen Teilen der Kirche, insbesondere über und in der Nische, in der sich das Gnadenbild befindet. Auf dieses Gnadenbild ist überhaupt die Gründung Marienthals als Wallfahrtsort zurückzuführen. Noch heute besuchen alljährlich viele Pilger und Wallfahrer, die oft von weither kommen, Marienthal. Das Bild ist 65 Zentimeter hoch und aus Lindenholz geschnitzt. Es zeigt Maria in sitzender Stellung, den entseelten Christuskörper in ihrem Schoß haltend. Ihr Antlitz halb geneigt und Christus zugewandt, gibt ihrem Schmerz über den Tod des Erlösers ergreifend Ausdruck. Beachtenswert ist die ganz dem Betrachter zugekehrte Lage des Christuskörpers, an dem das zurückfallende Haupt und die schlaff herabhängenden Gliedmaßen den Erlösungstod sichtbar machen. Der Hauptaltar ist einfach, ohne jeglichen Schmuck. Die Abschlußwand hinter dem Altar wird eingenommen von einem Gemälde, das während des letzten Krieges von dem in Marienthal weilenden Maler Strater geschaffen wurde. Es stellt die Kreuzigungsgruppe dar. Das Bild zeigt links des Kreuzes die Menschen, die ihr Leben Christus weihen, während rechts diejenigen stehen, die Christus ablehnen und sich den Dingen dieser Welt zuwenden. Am Fuße des Kreuzes liegt Maria und hält den Stamm umschlungen. Von dem Bild geht eine so eigenartige Stimmung aus, daß es den Betrachter zur Besinnung ruft. An den Wänden stehen auf Konsolen Figuren des hl. Franziskus, des hl. Antonius, der hl. Cäcilie und der hl. Elisabeth. In einer Nische, links neben dem Eingang, steht ein eindrucksvolles Ehrenmal für die Kriegsgefallenen der zur Kirche gehörenden Gemeinden. Über dem Eingang zur Kirche erhebt sich die Empore, die die kleine Orgel trägt.

Kein Pilger, kein Wallfahrer oder sonstiger Besucher wird es versäumen, den Kreuzweg, der sich unter düster ernsten Tannen die Bergeshöhe hinaufzieht, aufzusuchen. Die 14 Stationen entstanden in den Jahren 1864 bis 1869, als die Mönche des Lazaristen-Ordens Marienthal zum Sitz hatten. Die Stationen haben in Anlage und Ausführung viel Ähnlichkeit mit dem berühmten Kreuzweg auf dem Arenberg. Zum Bau der Bildsockel und Grotten wurden Natursteine verwandt, die man mit Mosaiken aus Quarzen und Kieseln schmückte. Der Kreuzweg führt zu einem Waldhügel, auf dem sich gleichsam das Kreuz von Golgatha erhebt.

Verglichen mit anderen Klöstern, entspricht Marienthal so recht der Ordensregel der Franziskaner, und seine äußerliche Anmut steht ganz im Gegensatz zur Abtei der Zisterzienser von Marienstatt.

Pfarrer Jakob Wirtz zum Gedenken

Am Himmelfahrtstag dieses Jahres verstarb im St. - Antonius - Krankenhaus zu Wissen Pfarrer i. R. Jakob Wirtz im Alter von 70 Jahren. 30 Jahre lang, von 1912 bis 1933, war er Pfarr-Rektor zu Hamm (Sieg). In dieser Zeit schrieb er eines der besten heimatkundlichen Werke, die die heimatgeschichtliche Literatur des Kreises Altenkirchen aufzuweisen hat, sein Buch „500 Jahre Marienthal", in dem er seiner Liebe zu Marienthal, das auch sein Alterssitz wurde, ein Denkmal setzte. Bis in sein hohes Alter arbeitete er noch immer an heimatgeschichtlichen Studien und war beratend und mitarbeitend beteiligt am Werden des Heimatbuches von Ort und Amt Hamm, dessen Erscheinen er leider nicht mehr erleben durfte. Kurz vor seinem Tode erschien noch eine Arbeit über die Hammer Glockenfrucht, aus der „Deine Heimat" nachfolgenden Auszug bringt.

Die Hammer Glockfrucht

Die Besoldung der Geistlichen und der übrigen Kirchenangestellten ist heutzutage einheitlich geregelt und besteht im wesentlichen aus den Gehältern, die aus kirchensteuerlichen Quellen fließen sowie aus Zuschüssen, die der Staat als Entschädigung für säkularisiertes Kirchengut zahlt. Zur Zeit des alten, 1806 untergegangenen deutschen Reiches waren die Einkommensverhältnisse ganz anders geartet.

Die Pfarrer lebten von den Erträgnissen ihres Pfarrwittums, das sie meist persönlich mit Knechten und Mägden bewirtschafteten, von Zehntgefällen und Stolgebühren sowie Naturalabgaben, die oft mit gewissen Auflagen, z. B. Haltung des Zuchtstiers und Ebers verbunden waren. Das Stelleneinkommen war örtlich daher sehr verschieden. Das traf auch für den Küster, ursprünglich Glöckner genannt, zu. Vielfach versah er auch das Amt des Lehrers, das ihm weitere Zulagen eintrug. In Hamm hatte der evangelische Küster bis 1911 einen rechtlichen Anspruch auf die Zahlung von jährlich 1,30 Mark sogenannter Glockfrucht von seiten aller im Pfarrsprengel wohnenden Familien, und zwar ohne Rücksicht auf deren Konfession. Im genannten Jahr machten sich die 153 hier ansässigen kath. Verpflichteten von der Last frei, indem sie durch ihre zuständigen Kirchenvorstände zu Altenkirchen und Wissen mit dem evangelischen Presbyterium einen Vertrag tätigten, worin eine Abfindungssumme von 4972,50 Mark vereinbart wurde, die auf dem Wege der Amortisation abgetragen werden sollte. Mit Ausnahme von drei Beteiligten hatten sich alle schriftlich mit der jährlichen Erhebung von 2 Mark durch den Gemeindeempfänger bis zur Abtragung der Schuld bereiterklärt. Die damals noch in Hamm wohnenden jüdischen Familien drängten nicht auf Ablösung.

Die staatliche Aufsichtsbehörde untersagte aber dem Rentmeister die Einziehung der erhöhten Gebühr und das bei der eigentlichen Glockfruchterhebung mögliche Zwangsbeitreibungsverfahren. Zudem war der Schein, auf dem sich die in Betracht kommenden Familien unterschriftlich zur Zahlung der erhöhten Gebühr verpflichtet hatten, noch am Tage des Abschlusses in einen Schweinekoben geraten, wo er bis auf einige Fetzen zernagt worden war. Die Lage schien auswegslos, bis am 23. September 1918 die Partner sich in Gegenwart eines Regierungsvertreters dahin einigten, daß als Ablösungstermin der 1. Januar 1919 gelten sollte, wobei die evanglische Gemeinde ihre bis dahin mit Zinseszins bis auf 6049,80 Mark angelaufene Forderung auf 4900 Mark herabsetzte, die Katholiken auf jegliche Inanspruchnahme des Geläutes für immer verzichteten. Die bald danach einsetzende Inflation gestaltete die Abtragung zu einer Belanglosigkeit.

Die Christianisierung des nördlichen Westerwaldes dürfte im wesentlichen das Werk der Münsterherren des Bonner Cassiusstiftes gewesen sein, das bis zur Reformation das Besetzungsrecht über 23 von den insgesamt 77 Pfarrstellen des Dekanats Siegburg ausübte und umfangreiche Zehntrechte beanspruchte. In Hamm trug das Stift auch die Baulast des Schiffes der Kirche. Außer dem Pastor waren noch zwei Kapläne im Pfarrbezirk tätig: der einer an der uralten Klemenskapelle zu Geilhausen, die andere seit dem Ende des 15. Jahrhunderts an der Wallfahrtskirche in Marienthal. Die Einkommensverhältnisse des Pfarrers lagen zeitweilig sehr im argen. In einer Hebeliste des Cassiusstiftes aus dem Jahre 1506 findet sich der Pastor zu Hamm als ärmster aller dort aufgezählten Pastoren verzeichnet. 1559, also unmittelbar vor Einführung der Reformation, sind die Einkünfte aus den Kirchenländereien mit 1 Gulden, 1 Albus, 2½ Pfd. Wachs, 4. Pfd. Öl angegeben, indes aus Kapitalien 6 Gulden und 10 Albus erzielt wurden. Der Zehnte ruhte nur auf einer gewissen Anzahl von Grundstücken und erbrachte 6 bis 7 Hachenburger Malter Korn, Gerste und Hafer. So sah sich der erste, 1564 nach Hamm berufene ev. Pfarrer Engelbert Skeuastes veranlaßt, bei dem landesherrlichen Reformator, dessen Hauslehrer er zuvor gewesen war, gegen die Beschlagnahme des Kirchenzehnten zu protestieren mit den Worten: „Wanner mir den auch abgenomme, wairmitt sall sich da ein armer Pfarrherr erhalten?“ — In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde die Ablösung der Zehnten durch Zahlung des 25fachen Jahresertrages gesetzlich ermöglicht.

Unter den in Hamm obwaltenden Umständen konnte auch die Lage des Küsters und Glöckners kaum eine beneidenswerte sein. In dem bis vor einer Reihe von Jahrzehnten der Zivilgemeinde gehörigen Turm hingen drei kircheneigene Glocken, die 1646 bei einem durch kriegerische Vorgänge entstandenen Brand schmolzen und zwei Jahre nachher durch neue ersetzt wurden. Diese fanden nicht allein für kirchliche Zwecke Verwendung, sondern auch bei weltlichen Anlässen, z. B. bei Eröffnung der Weinlese sowie bei Beginn der Märkte, bei Brand- und Kriegsnöten, bei frohen und ernsten Ereignissen im gräflichen Herrscherhause, in preußischer Zeit auch an Wahltagen. Die Beerdigungen fanden ehedem nachts unter Glockengeläut statt, wodurch namentlich in Kriegszeiten Unruhe entstand, so daß man sie auf den Tag verlegte, wobei aber auch die Angst vor Gespenstern, die sich angeblich im Dunkeln auf Kirchhöfen zeigten, eine Rolle spielte. Das Abendläuten hatte ursprünglich eine weltliche Bedeutung: es war das Zeichen, daß das Feuer in den offenen Herden gelöscht oder wenigstens sorgsam zugedeckt werden mußte, um Bränden vorzubeugen, die bei den mit Stroh gedeckten Häusern leicht entstehen und sich verheerend ausbreiten konnten. So brannten 1728 die

Orte Hamm und Altenkirchen ab, 1778 fast das ganze Dorf Wissen.

Der Glöckner wurde vom Pfarrer unter Überreichung der Kirchenschlüssel in seinen Dienst eingewiesen. Bei Hochzeiten und Beerdigungen hatte er in der Kirche zu singen. - eine Orgel gab es erst seit 1784 - dem Pastor beim Gottesdienst zur Hand zu gehen und den Kirchhof instandzuhalten. Bei Begräbnissen wurde ihm ab und zu ein Blaffert (32 Pf) verabreicht wie auch ein Trunk Bier, den auch der Pfarrer im Sterbehaus erhielt. Eine „henne smyt Klockener zu hame" tritt 1486 in einer Pergamenturkunde als Zeuge auf. 1606 wurde der Glöckner seines Amtes enthoben, weil er u. a. die Schweine auf den Kirchhof ließ, so daß diese die Gebeine der Toten auswühlten. 1697 finden wir unter der Rubrik „Glockrente" als Einkünfte des Glöckners verzeichnet:

1. von jedem Rauch (d. i. von jeder Feuerstätte) eine Meste (ca. 22 Pfd.) Hafer. Bei 250 Feuerstätten im Kirchspiel also 30 kleine Malter und sechs Mesten.
2. gibt jeder Rauch dem Glöckner jährlich ein Brot von wenigstens 7 Pfd., Klosterroggen genannt, welches nicht allein aus Korn, sondern auch aus anderem Mehl gebacken sein darf;
3. jeder Kommunikant 2 Mandel Eier; bei 1000 Kommunikanten 133 Schilling und 4 Eier.

Außerdem hatte er die Nutznießung von zwei Morgen Brachfeld und verschiedener Wiesen. Am 1. Februar und am 24. Juni bekam er den Ertrag des Klingelbeutels für dessen beständiges Rundtragen, zusammen meist ein Taler.

1654 wurde die kurz zuvor begründete Stelle eines Kirchspielschulmeisters mit der des Glöckners vereinigt und durch mehrere Stiftungen finanziell gehoben. Da der Lehrer anfänglich nur an zehn Wochen, später während der vier Wintermonate Unterricht zu erteilen brauchte - die für sonntags und mittwochs vorgesehene Sommerschule kam wohl nie in Gang -, spielte die Glöcknertätigkeit immer die Hauptrolle. Die Gepflogenheit der Kinder, dem Lehrer täglich ein Quantum Branntwein mitzubringen, erwies sich für den Unterricht wenig von Vorteil. Gegen das Pfeifenrauchen des Lehrers während der Klassenstunden hatte niemand etwas einzuwenden.

Die Meste Hafer war zu Martini fällig und das siebenpfündige Brot zu Fastnacht. Es wurde an vier bis fünf Tagen, die zu diesem Zweck schulfrei blieben, bei den Pflichtigen abgeholt. Etwa acht Knaben waren dem Lehrer dabei behilflich und sangen an den einzelnen Häusern. So kam es, daß das Glockbrot von den Leuten schließlich als eine Vergütung für die Lehrtätigkeit des Glöckners angesehen wurde. Diese Auffassung machten sich gelegentlich auch die Heckschullehrer zunutze, die in entlegenen Ortschaften anfänglich auf eigene Faust, schließlich mit Zustimmung des Pastors Unterricht erteilten und dem Kirchspielspräceptor die Brote weghol-ten. Da der Lehrer mit der Menge der auf einmal gelieferten Brote persönlich nichts anfangen konnte, wurde 1763 die Umwandlung des Glockbrotes in eine fünftel Meste Korn abgeändert. Die Glockfrucht ruhte ursprünglich auf allen Häusern, gleichviel welcher Konfession die Bewohner angehörten. Auch die Juden machten dabei keine Ausnahme. Solche sind seit 1669 hier nachweisbar. Von Hamm aus gingen sie dem Viehhandel im nahen Herzogtum Berg nach, das die Ansiedlung jüdischer Familien nicht duldete. Als sog. Schutzjuden mußten sie sich auch hier jedem Druck fügen.

Das alte deutsche Recht ließ im Bereich eines Territoriums nur eine einzige Pfarrei zu. Die Angehörigen der dort wohnenden konfessionellen Minderheiten waren zwar im Gewissen frei, aber bezüglich Amtshandlungen wie Taufen, Trauungen und Beerdigungen dem Pfarrer der dominierenden Gemeinde unterstellt, dem sie auch die dafür angesetzten Stolgebühren schuldeten. In dieser Beziehung erwiesen sich die luth. Geistlichen in Hamm gegenüber den sich nach Marienthal rechnenden Katholiken und erst recht gegenüber den Reformierten nachsichtig. Im Verlauf der auch nach Deutschland übergreifenden französischen Revolutionswirren, des Regensburger Reichsdeputationshauptschlusses von 1803 und des Wiener Kongresses 1815 bahnte sich eine freiere Auffassung an, die auch religiösen Minderheiten die Gründung eigener Gemeinden ermöglichte und die Rechtsansprüche der vorher allein herrschenden Pfarreien nach und nach abbbröckeln ließ. Soweit die Ansprüche dinglich reduziert waren, also an Häusern und Grundstücken hafteten, blieben sie bestehen, ohne sich allerdings auf Neubauten Andersgläubiger weiter ausdehnen zu können. So waren in Herdorf bis in die neuere Zeit 17 Häuser von Katholiken gegenüber der ev. Gemeinde dinglich belastet. Die Ablösung solcher Realabgaben wurde erst um 1850 möglich.

1827 schieden die 248 Katholiken, die sich auf die 54 Orte des Hammer Kirchspiels verteilten, aus dem Nexus der durch die Union der Lutheraner und Reformierten 1817 gebildeten und sich von da ab „evangelisch" nennenden Pfarrei aus und wurden z. T. der

kath. Pfarrei Wissen, z. T. der als Ersatz für das 1813 aufgehobene Kloster Marienthal neugegründeten Pfarrei Altenkirchen zugewiesen. Diese glaubten sich nun aller Abgaben an Hamm ledig, da sie doch nicht zum Unterhalt zweier Gemeinden herangezogen werden könnten. Bezüglich des sog. Christbrandes, der Hand- und Spanndienste - jeder Pferde- und Ochsenbesitzer hatte jährlich dem Pastor einen halben Tag Frondienst zu leisten und im Winter ein Karre Holz zu liefern, während die andern einen Tag im Jahr für ihn arbeiten mußten, - gab man nach, bestand aber auf Weiterlieferung der Glockfrucht.

Der 1827 als erster Pfarrer nach Altenkirchen berufene Pastor Köppchen aus Blankenberg nahm sich seiner Hammer Pfarrkinder mit hingebendem Eifer an und verwandte viel Zeit und Mühe auf Klärung und Behebung der Glockfrucht. Er stellte fest, daß die Glockfrucht anfänglich aus jedem Haus nur einmal, und zwar vom Eigentümer erhoben worden war, später von jeder in einem Hause wohnenden Familie und schließlich sogar von jeder Einzelperson, die einen eigenen Tisch führte. Auch hatte der Glöckner 1784 aus eigener Machtvollkommenheit die fünftel Meste in eine viertel Meste umgeändert und in dem für ihn maßgebenden Schriftstück die erste Zahl durch einen Tintenklecks unkenntlich gemacht. Um 1800 begann man damit, statt der Naturalabgabe einen Geldbetrag von 15 Silbergroschen zu erheben. Die beiden Gastwirte in Marienthal hatten nie etwas gegeben, und leerstehende Häuser waren auch frei geblieben. Totengeläute hatten die Katholiken höchst selten in Anspruch genommen: nur in den Fällen, wenn der Leichenzug auf dem Wege nach Marienthal den Ort Hamm berührte. Aus der ursprünglich dinglichen Last hatte sich offenbar nach und nach eine persönliche entwickelt. Das als erste gerichtliche Instanz angerufene Kgl. Justizamt Altenkirchen erklärte 1835 die Glockfrucht auch für Katholiken als verbindlich. Der darauf hin angerufene Justizsenat in Ehrenbreitstein gab sie 1860 frei, aber das Kgl. Obertribunal in Berlin entschied am 8. April 1862, die Glockfrucht sei eine zivilgemeindliche Last, die mit dem Parochialverband der ev. Gemeinde in keinem notwendigen Zusammenhang stehe. Dieser Entscheid fuße vor allem auf der Tatsache, daß auch die Juden die Abgabe zu entrichten hätten, die doch mit der evgl. Gemeinde nie in irgendeinem Zusammenhang stehen können. So mußten die Katholiken die seit Jahren unterbrochene Zahlung wieder aufnehmen.

Der Prozeß ist ein Beweis dafür, daß die Glockfrucht den Juristen eine harte Nuß zu knacken gab. Ob das Urteil des obersten Gerichts wirklich als stichhaltig zu werten ist? In Berlin hatte man es vorsichtigerweise vermieden, sich darüber auszulassen, was eigentlich unter weltlicher Läutetätigkeit zu verstehen sei. Unausgesprochen dachte man wohl an das dreimalige Tagesläuten. Für den offenkundig zivilen Gebrauch bediente sich die bürgerliche Gemeinde übrigens einer eigenen kleinen Glocke, die auch im Kirchturm hing und im Bedarfsfalle von einem Sonderbeauftragten in Bewegung gesetzt wurde. In jüngerer Zeit erbat sich die evgl. Gemeinde diese Glocke für das Schlagwerk ihrer Turmuhr und räumte dafür der Ortsbehörde das Recht ein, die kleinste Kirchenglocke für ihre Zwecke fortan mitverwenden zu dürfen. Gegen die Auffassung des Obertribunals spricht auch der Umstand, daß die Bewohner des 1607 an das Herzogtum Berg gelangten nördlichen Teiles des Hammer Kirchspiels trotz ihres Ausscheidens aus dem bürgerlichen Verband mit Hamm dennoch die Glockfrucht widerspruchslos dem hiesigen Glöckner weiterlieferten, bis sie 1780 an die Pfarrei Rosbach kamen. Die Berufung des Gerichtes auf die Heranziehung der Juden zur Glockfrucht ist ohne Beweiskraft, da diese in alter Zeit rechtlich hilflos waren. Nicht berücksichtigt ist ferner die Tatsache, daß die evgl. Gemeinde mit dem Ertrag der Glockfrucht auch ihre beiden Organisten besoldete, die doch ganz gewiß zur Bürgermeisterei in keinerlei Beziehung standen. Die Trennung von Lehrer- und Küsteramt erfolgte um das Jahr 1900. All diese Dinge wurden 1911 beim Abschluß des Ablösevertrages nicht in Erwägung gezogen, was nicht verwunderlich ist, da die Partner nicht einmal über das Urteil von 1862 im Bilde waren. Ob eine Anfechtung der Glockfrucht und des Abfindungsvertrages angesichts der bei dessen Ausführung auftauchenden Schwierigkeiten zum Ziele geführt hätte?

Wo immer solche in ihrem Sinn und Zweck nicht mehr erkennbare Bedingungen noch bestehen, sollte man sie, wie es sonst überall längst geschehen ist, fallen lassen und nicht zu halten suchen. Sie gehören als Kuriosum in das Raritätenkabinett zu jenem jahrhundertelang in einer norddeutschen Pfarrei geübten simultaneum contemporareum, dem zufolge zwei Konfessionen nicht nur das Gotteshaus gemeinsam besaßen, sondern auch gemeinsamen Gottesdienst hielten, indes der Pastor stets katholisch und der auch den Orgeldienst versehende Küster immer evangelisch sein mußte. Trotz dieser merkwürdigen Situation vermochten beide Konfessionen ihren Bestand zu erhalten.

En Schöggchen Moddäherz

Von Otto Kasch, Kirchen-Sieg

Weshalwen geffd edd Mundard noch?
Worömm schwäzzen nedd all egaal?
Mä männd: „Hochdeutsch genööchde doch",
Nu es beschdemmd dadd nedd dä Fall.
Läwwsd du mool en nä frejmen Schdadd,
Un kümmsd dä ganz väloosen für,
Hürsd dann off mool dej ejen Bladd,
Dann es dej Heimad och bej dier.
Edd wird ehm öm dedd Herz su lichd,
De ganze Weld könn mä ömschlengen,
Mä es äfülld von Zooversicht,
Hüjd mä en Schdöggchen Heimad glengen.
Voll Freude reichd mä dämm de Hand,
Dä ehm dadd Schdöggchen Heimad brachde
Dä sellwä medd em frejmen Land
Aan su en gruejse Wirgung dachde.
Sue säjn Gesetze dä Nadur,
Wadd annäschd es de Mundard nedd,
Wi glögglich es mä un su frur,
Wenn mä se hüürd un leef se hädd.
Drömm geff off Mundard ömma achd
Wenn de se bruchsd em Ernsd un Scherz,
Du hässd se medd zoor Weld gebrachd,
Edd es en Schdöggchen Moddäherz.

Hochdeutsch mit Ecken

Die Tochter des Hauses, wie immer galant,
Begrüßte den Pfarrer und bot ihm die Hand.
Dann sagte sie: „Ich geb' mir die Ehr'
Zu fragen nach des Hochwürden Begehr?
Vielleicht tun Herr Pasdur väsuchen
Mit unserm frischen Woolbäkuchen!"
Der Vater, der alles hat gehört,
Sagt darauf zur Tochter ganz empört:
„Wie kannsd de nur soo sier entgleisen,
Das tut doch W a a lbäkuchen heisen!!"

Zwier, zwoo, zwaij

Bladdeutsch ze schwäzzen es sier indressand,
Ech hann selwä fürnähm Leuj gekannd,
Di schbroochen Bladd un dään sich wichdich,
Un glööfden, wadd se schwäzden wär richdich,
Doch hefen se meisden gehürich väbäij,
Su es edd sechä noch nedd enäläij,
Off ech zwier, zwoo orrä zwaij döön saan,
He kümmd edd ömmä noch droff an,
Wadd säijn edd für Leuj un wadd saijn edd für Dengä,
Zom Baijschbill:
Zwier Männa, Zwoo Frauen, Zwaij Kennä.
Bäi denn Dierä läijd genau su dä Fall,
Hessde Oejsen, Köh un Pärä em Schdaal,
Un saijn edd von jeder Gaddung zwaij Schdögg,
Dann denk mool flodd aan de Schuejlbank zerögg,
Der männlich, die weiblich, das sächlich -
Un dan üwäläästde ganz gemächlich,
Wi edd beim Wördchen zweij noch wor,
Dann hessd edd un säusd glibbe gloor,
Dann häusde üwwähaubd nedd denäwwä,
Edd heißd:
Zwier Oejsen, zwoo Köh, zwaij Pärä.
Dää Schdool, de Woog, dadd Schämel, dää Dösch,
Alles, wad mä bruch en de Kösch,
Üwwähaubd, dadd ganze Züch em Haus,
Bäi allem kümmd dadd selwe raus,
Wenn zwäij von är Sorde edd säjn,
Dösde ääsen orrä drengsd Wäjn,
Orrä bruchst Werkzüch - Zangen un Häämä -
Di Saachen aus de Führroodskaamä, -
Beijschbille genog mä kennen,
Hee well ech nur paar noch nennen:
Zwier Deller, zwoo Gaaweln, zwaij Glääsä,
Zwier Löffel, zwoo Schoddeln, zwaij Määsä.

SOMMERTAG

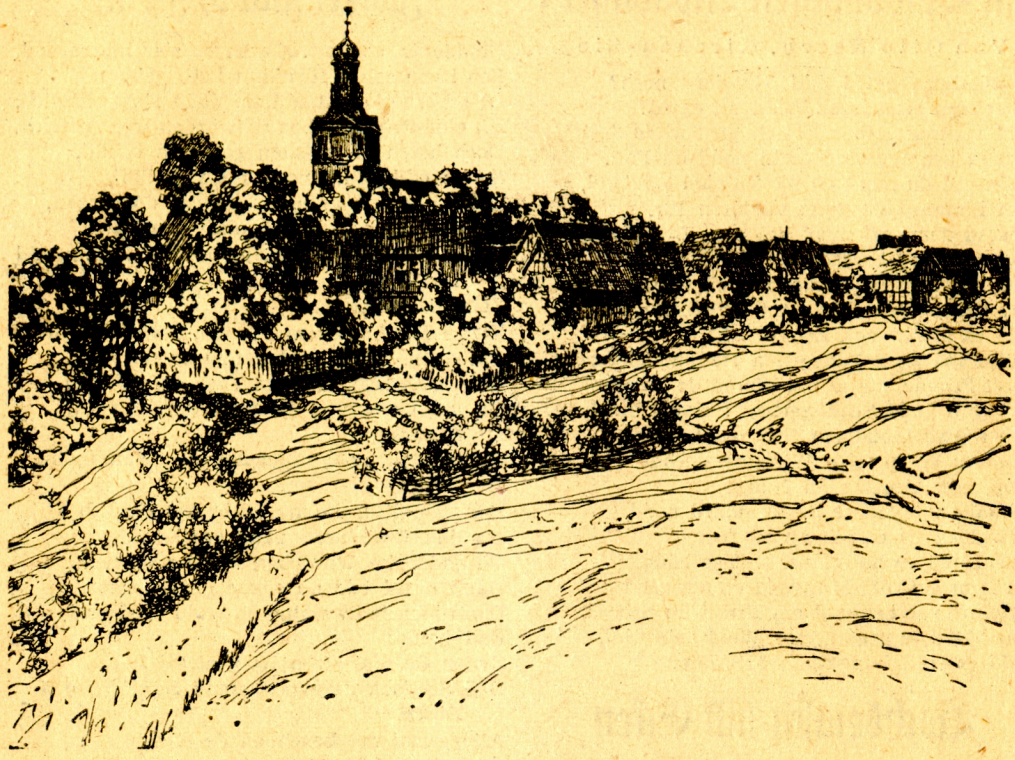
Marie von Ebner-Eschenbach

Es ist ein besonders stiller Sonntagnachmittag. In unserem Garten herrscht die schönste Einsamkeit und Ruhe. Die Vögel haben sich müde gesungen, kein einziges Stimmchen wird laut. Die Bäume breiten feierlich ihre Zweige in die milde Luft und trinken Sonnenschein. Der Teich liegt so regungslos wie eine große Glasscheibe und spiegelt den blauen Himmel wider.

Da, in den Zweigen über dem Teich hat es sich geregt. Etwas Kleines, Herziges, weiß und schwarz mit Spindelbeinen, kommt herabgeflogen auf den Weg. „Guten Tag, Frau Bachstelze!" Sie begibt sich dicht an den steinernen Rand des Teiches, bleibt stehen, tunkt den Schnabel ins Wasser, läuft ein Stückchen weiter, tunkt wieder, und so oft sie das tut, hat sie ein Mücklein verspeist.

Nun wird die große Stille durch ein plätscherndes Geräusch unterbrochen. Das war Frau Schwalbe, die eben ein Flugbad nahm. Wie immer war sie in Eile, denn sie hat vier aufgerissene Schnäbel zu stopfen.

Richtig, vier Schwälblein sitzen da auf einem Zaun neben dem Teich. Sie hocken und schauen und warten, und so geschwind wie



Marienberg im Westerwald

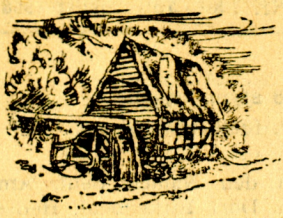
ein geschleuderter Stein kommt die Mutter aus der Luft herabgestoßen und hat ein Würmchen, das sich kläglich krümmt, oder eine Larve oder eine Fliege im Schnabel. Alle Wartenden strecken die Hälse und erheben ein ungestümes Geflatter. Dann ist wieder Ruhe. Nur eins ist mit einem guten Bissen versorgt worden, die anderen sind voll Neid, aber auch voll Hoffnung. Die Mutter ist ja gleich wieder auf Fang ausgeflogen und bald wieder in Sicht. Neues Geflatter erhebt sich, und abermals wird ein offener Schnabel gestopft, und so weiter, einer nach dem andern, bis alle vorsorgt sind und keines vergessen ist. Mit Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe hat Frau Schwalbe ihr Werk vollbracht.

Nach der Fütterung ist Lehrstunde. Mutter Schalbe, vielleicht auch Vater Schwalbe und eine Anzahl Verwandter fliegen den Kleinen etwas vor und überbieten sich in wonnigem Gleiten und Schweben. In engen und weiten Ringen kreisen sie über dem Teich, tauchen die Brust in die Kühle des Wassers, jagen einander nach und schießen plötzlich wie Pfeile in Wolkennähe empor.

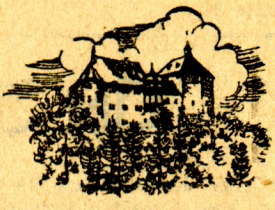
Und die Kleinen gucken, gucken, gucken, stoßen einander an und fragen: Wollen wir's nicht auch probieren? - Und eins schüttelt sich, hebt sich, fliegt und - kann's und ist ein Meister schon nach dem ersten Versuch.

Nun lassen sich auch die übrigen nicht lange mehr einladen. Sie folgen dem Beispiel und fliegen so siegreich wie das erste Schwälbchen auch. In der ganzen Schwalbenkolonie herrscht Freude über den Nachwuchs. Ein lautes Gezwitscher erhebt sich, schallt hell über den Teich, tönt beifällig von den Zweigen. Weh den Mückenschwärmen, die dort tanzen im Sonnenschein! Wer fliegen kann, wird auch jagen können. Gott behüte das kleine, lustige Mückenvolk vor dem Wolfshunger junger Schwalben!

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22



Deine HEIMAT



Juli/Aug. 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 7/8

WANDERLIED

Wir wollen zu Land ausfahren, über die Fluren weit,
aufwärts zu den klaren Gipfeln der Einsamkeit;
lauschen, woher der Sturmwind braust,
schauen, was hinter den Bergen haust
und wie die Welt so weit. -

Steigt aus tiefem Tale heimlich und still die Nacht,
sind vom Mondenstrahle Gnomen und Elfen erwacht:
Dämpfet die Stimmen, die Schritte im Wald!
So hören, so schaun wir manch Zaubergestalt,
die wallt mit uns durch die Nacht.

Fremde Wasser dort springen, sie sollen uns Weiser sein;
so wir wandern und singen nieder ins Land hinein.
Brennt unser Feuer an gastlicher Statt,
so sind wir geborgen und schmausen uns satt,
und die Flammen leuchten darein. -

Es blüht im Walde tief drinnen die blaue Blume fein,
die Blume zu gewinnen, ziehn wir ins Land hinein.
Es rauschen die Bäume, es murmelt der Fluß:
Wer die blaue Blume finden will,
der muß ein Wandervogel sein!

Der Beulskopf

Eine heimatliche und etymologische Betrachtung. Von W. Idelberger.

Einer der höchsten Berge im unteren Teil des Kreises Altenkirchen ist der Beulskopf. Wie oft bin ich schon hinaufgestiegen, wie oft habe ich auf seinem Gipfel gestanden! Und doch zieht es mich in jedem Jahre wieder dahin. Wenn im Mai warmer Sonnenschein auf den Höhen liegt, wenn mit Frühlingsblumen die Erde sich kleidet neu, wenn der Kuckuck unaufhörlich in den „Buchen" ruft, dann muß ich wieder einmal hinauf. Hier hat man nicht nur einen herrlichen Rundblick in die farbenprächtige Frühlingslandschaft, sondern kann auch Zwiesprache mit der Vergangenheit halten, und hier erlebt man die Heimat am Born der Natur.

Allzu schwer ist die Wanderung zum Beul nicht. Obwohl er der höchste Berg unter seinen Brüdern hier ist, erscheint er uns doch nicht als Riese mit steilen und schroffen Abhängen. Er ragt vielmehr nur mäßig aus seiner Umgebung hervor. Er ist seiner Gestalt nach nur ein Bühel, mundartlich ein „Böjel oder Beujel". Unsere Altvorderen wußten bei der Namensgebung fein zu unterscheiden. Sie nannten ihn nicht Berg, nicht Fels, nicht Stein, er war für sie einfach ein Bühel. Bühel kommt vom alth. „buhil", das zu biegen und beugen gehört und Biegung der Erde bedeutet. Die Bevölkerung wandelte das Wort ab zu Böjel, aus dem dann wieder das hochdeutsche Wort Beul wurde. Im 17. Jahrhundert schrieb man für Birkenbeul = Birkenbeujel. In der Mundart finden wir den Ablaut u zu ö bis eu und den Lautwechsel h zu j. Diese Assimilation (Angleichung) und die Dessimilation (Wechsel der Konsonanten) ist nichts Besonderes, auf Schritt und Tritt begegnen wir ihr in der Mundart. Früher wird fröher, Bäume zo Böm, Hainbuche zu Homböche, Weizen zu Wäs, Klinge zu Klöng, hinten zu hönnen, Stühle zu Stöhl, Bube zu Bötsch, Hut zu Hot, der Boden zum Burem, die Hochfahrt zur Huffahrt und der Buhil zu Bühel, zum Böjel, zum Beul. Nach Süden fällt der Beul wesentlich sanfter ab. Von hier, also vom Kreuz bei Kettenhausen aus gesehen, war die Höhe für unsere Vorfahren kein Buhil mehr, sondern nur ein „Hubil", ein Hüwwel, ein Hügel. Und wie die Ziege zur Geiß und die Zicke zur Kitze, so wurde durch Umstellung der Buhil zum Hubil, der Bühel zum Hübel (Hüwwel) und der Beujel (Böjel) zum Heupel, das ist das freie Spiel der lebendigen Volkssprache.

Die Siedlung am Südhang erhielt den Namen Heupelzen, also am „Hubilshain". Hinterm Beul wird der Ort noch heute mundartlich „Hübbelsen" genannt. Der Weiler an der Ostseite übernahm den Namen Beul. Am Nordhang liegt das Dorf Birkenbeul. Heute ist Birkenbeul mehr von Tannen als von Birken umrauscht. Früher war der ganze Beul mit Wald bestanden, mächtige Eichen, Birken und Buchen wuchsen darauf. Die Abhänge sind bis weit hinauf gerodet worden, und heute pflügt man in den Birken und im Eichenbusch. Nur Niederwald bedeckt noch die Kuppe und Teile der Hänge.

Über dem Beul erhebt sich der Beulskopf als Teil desselben. Einst wurde der Kopf durch innere Gewalt emporgetrieben. Flüssiges Gestein strömte aus dem Erdinnern, erkaltete schnell, und basaltene Säulen türmten sich hoch. Während sich in der Eifel vielfach trichterförmige Krater bildeten, die Lava abfloß oder die glühende Asche als Bims weit fortgetragen wurde, setzte sich das die Tonschieferdecke durchbrechende glühende Urgestein als Kuppe (Kopf) auf den Beul.

Einst mag der Beulskopf, noch unberührt von Menschenhand, viel gewaltiger gewesen sein als heute. Man entdeckte später, daß der Basalt ein vorzügliches Straßen- und Wegebaumaterial war. Fleißige Hände gingen daran, die Säulen zu brechen und zu sprengen. Viele Wagen voll Kleinschlag wurden auf die Straßen und Wege der Umgebung gefahren. So wurde mit der Zeit ein großer Teil des Kopfes abgetragen. Heute ist es ruhig da oben. Die Basaltgewinnung ist im großen und ganzen eingestellt. Der Wanderer ist froh darüber. Ein Teil des Kopfes ist geblieben, für den Wanderfreund noch groß genug, um Ausschau in die Ferne zu halten. Durch dichtes Stangengehölz führt ein Pfad zum Gipfel, und wer den Aufstieg nicht scheut, erlebt einen herrlichen Rundblick. Westwärts erschauen wir, in die Landschaft gebettet, zahlreiche Dörfer, den Heuberg, sonnenbeschienen, und hinten am Horizont das Siebengebirge. Jeder Berg ist deutlich sichtbar und genau zu bestimmen. Nach Süden liegt im Kranze der Dörfer die Kreisstadt Altenkirchen, dahinter der Dorn mit dem Bismarckturm und dem Westerwaldheim. Ostwärts überfliegt unser Auge die Bergzüge um die Nister, wir sehen Eichelhardt mit dem hohen Schornstein der Grube Petersbach, die Giesenhäuser Höhe und dahinter, wuchtig und stolz, das Hachenburger Schloß, den Ort weit überragend. Nordöstlich liegt auf der Höhe, wo die beiden Straßen sich treffen, Roth, und in halber Höhe erblicken wir Hamm mit seinen zwei schlanken Kirchtürmen. Lang hingestreckt liegt das Dorf im hellen Sonnenschein.

Prächtig ist auch der Blick nach Norden ins liebliche Siegtal. Das Auge schweift über das Irsetal und das weite Waldgebiet, das sich jenseits desselben bis nach Leuscheid hinzieht. Über die Sieg aber schauen wir weit in das Bergische Land.

Die Kreisstraße Altenkirchen - Au - Hamm führt über den Beul. Dreimal täglich fährt ein Omnibus von Hamm nach Altenkirchen und zurück, immer am Beulskopf vorbei. Der Kölner Weg verläuft in unmittelbarer Nähe. Ein schönes Gasthaus bietet dem Wanderer und Sommerfrischler Speise und Trank und angenehmen Aufenthalt und Erholung.

In jedem Jahre stehen viele Wanderer aus der Heimat und aus der Fremde auf dem Beulskopf. Viele verweilen nur kurze Zeit, manche halten sich länger auf, jedem aber wird der Beulskopf noch lange in Erinnerung bleiben.

M. L. Glaser: Der Beulskopf erzählt

Mit Verlaub, mein Name ist: Beulskopf!

Sie kennen mich nicht? Das wundert mich aber sehr. Ich habe nämlich immer sagen hören, daß ich mit meinen 389 m der höchste Berg in der Umgebung sei; da dürfte ich doch wohl nicht zu übersehen sein! Oder sollte man mir nur geschmeichelt haben? Das kann ich nicht gut glauben; schließlich habe ich ja auch meine eigenen Beweise. Ich habe nämlich stets das Bestreben gehabt, Verbindung mit meinesgleichen aufzunehmen, wie ich einer bin. Deshalb habe ich Ausläufer nach allen Himmelsrichtungen entsandt, leider ohne Erfolg.

Ein Ausläufer landete, nachdem er durch Wölmersen, Weyerbusch und Flammersfeld gezogen war, unverrichteter Sache an der Mündung des Mebachs.

Ein anderer gelangte über Bachenberg und Kettenhausen nach Helmenzen, wo natürlich auch nichts zu finden war. Im Gegenteil, man besaß dort noch die Taktlosigkeit, meinen Ausläufer zum Galgenberg zu machen, so daß ich gezwungen war, jahrhundertelang dem greulichen Handwerk der Henker, Scharfrichter und Hexenverbrenner zuzusehen. Glücklicherweise hat diese Sache seit längerer Zeit ein Ende genommen.

Zwei meiner Ausläufer sind an die Sieg geraten, der eine in Imhausen, der andere in Etzbach; und ein dritter gelangte sogar nur bis zur Hohen Grete.

Alle miteinander aber berichteten mir, daß ich der Größte wäre. Nur einer meiner Ausläufer sprach anders. Er war weit herumgekommen, über Hilgenroth, Nassen, Isert, Eichelhardt nach Hachenburg. Und noch weiter hinter dieser ehrwürdigen Stadt muß ein Berg liegen mit Namen Stegskopf. Er ist aber, wie mein Ausläufer berichtete, fast doppelt so hoch wie ich; und als ich das vernahm, habe ich mich bescheiden zurückgezogen, wobei mir der große Abstand zum Vorwand diente. Mit einem so hohen Herrn will ich denn doch nichts zu tun haben.

Sehr viel später habe ich von den Menschen, die mich besuchten, den Namen „Siebengebirge" vernommen. Da ich keinen Ausläufer mehr hatte, habe ich wenigstens einmal in der gezeigten Richtung geblinzelt. Ich muß aber sagen, daß diese sieben Berge, obwohl sie bestimmt nicht viel höher als ich, eine so ausgesprochen kühl-vornehme Art haben, einem den Rücken zu zeigen, daß ich mir immer wie ein Provinzler vorkomme.

So blieb mir halt nicht anderes übrig, als mich an meinen nächsten Nachbarn, den Hardtskopf, anzuschließen, obwohl er mir ja nicht ganz ebenbürtig ist. Leider ist er mir in den letzten paar hundert Jahren ein wenig fremd geworden. Er hat sich nämlich mit der Wunderbuche angefreundet, einer wirklich ganz reizenden Dame. Wenn sie nicht eine reizende Dame wäre, würde ich vielleicht allerlei über sie erzählen, denn ich kenne sie schon recht lange vom Sehen. Aber gerade, was die Menschen gerne am dringendsten wissen möchten, nämlich Alter und Herkunft, das verschweigt man ja als wirklicher Kavalier. Mögen sich die Menschen also ruhig weiter den Kopf zerbrechen.

Einmal hat meine Verschwiegenheit allerdings wenig genützt, denn die betreffende Dame hat sich selbst verraten. Bei ihrem Verlangen, unter die Leute zu kommen, war das ja auch kein Wunder. Als man sie dann glücklich entdeckt hatte, hat man ihr auch gleich ein paar tausend Jahre auf den Kopf zugesagt. - Es war nämlich eine römische Münze.

O, diese Damen! Zweien von ihnen habe ich mein lustigstes Erlebnis zu verdanken. Können Sie sich Sieg und Wied im Streit vorstellen? Ich sage Ihnen, es war köstlich! Es ging natürlich ums Wasser. Die Wied, jung wie sie ist, meinte, es müßte alles ihr zufließen. Die Sieg pochte auf ältere Rechte und Verdienste, schließlich habe sie es ja schon weiter gebracht als die Wied. Nachdem ich mich längere Zeit über die beiden amüsiert hatte, sagte ich mir, daß ich der Sache ja nun ein vernünftiges Ende bereiten müsse. Ich bot mich also kurzerhand als Wasserscheide an, machte den beiden Damen klar, daß ich gänzlich unparteiisch sei und - wurde angenommen. Wahrscheinlich hat damals jede gedacht, ich würde ihr insgeheim den Vorzug geben. Die Wied fand sich allerdings bald damit ab, daß ich mein Wasser ganz ohne Ansehen der Person verteilte, die Sieg dagegen macht heute noch einen großen Bogen um mich herum.

Ich muß allerdings hier doch einmal in aller Bescheidenheit darauf hinweisen, daß

ich damals noch ziemlich jung und sehr ansehnlich war. Die vielen kahlen Stellen an meinem Kopf waren noch nicht vorhanden, sie entstanden erst, als die Menschen anfingen, an meinen Hängen zu siedeln. Meine Lieblinge, die Birken haben sie gefällt, von den anderen Bäumen ganz zu schweigen. Immer mehr Wald roden die Menschen, sie sind mir arg auf den Pelz gerückt. Ich habe mich aber immer gewundert, daß sie nicht überhaupt von hier fortziehen und sich ein besseres, fruchtbareres Land suchen, wo sie mit geringerer Mühe eine reichere Ernte haben. Bei mir ist, weiß Gott, der Boden karg. Das einzige, was bei mir in wirklich ausreichendem Maße wächst, ist der Hüllbüsch, das stachelige Rührmichnichtan mit den lustigen, roten Beeren. Mit Korn und Hafer sind die Menschen nicht immer zufrieden gewesen.

Aber ich gräme mich deswegen nicht. Es ist eben nicht meine Bestimmung, fruchtbares Ackerland zu sein. Mein Wert liegt in meinem Inneren, in meinem Gestein. Wenn ich an die vielen Straßen und Dämme denke, die mit meinem Basalt gebaut wurden, dann erfüllen mich stolz und Freude. In letzter Zeit höre ich öfter davon sprechen, die Menschen möchten den Basalt auf den Straßen nicht mehr. Etwas Dauerhafteres kann ich mir wirklich nicht vorstellen. Die Menschen sollten bei Glätte und Nässe eben ein wenig langsamer fahren! Jedenfalls kann ich mich erinnern, daß die Menschen schier unersättlich waren im Wühlen, Graben, Brechen und Sprengen. Unzählige Male kamen Lastwagen und Lasttiere, um meinen Basalt fortzubringen. Man ist nicht immer zart mit mir umgegangen. Vielleicht haben Sie einmal die beiden Tümpel an meinem Kopf gesehen? Das sind die Narben der menschlichen Tätigkeit. Manchmal wird mir trotz meines Stolzes doch ganz wehmütig zumute, wenn ich den zerschundenen Basaltfelsen betrachte, den man hier oben zum Andenken (!) stehengelassen hat. Ach, all die schönen Basaltsäulen sind verschwunden, und ich sehe sie doch so deutlich vor mir, wie sie dastanden, jahrtausendelang unberührt und ebenmäßig, als seien sie gerade aus der glühenden Lava erstarrt!

Es soll mir nur recht sein, wenn niemand mehr kommt, um in meinen Gedärmen zu wühlen und meine Steine herauszubrechen. Die anderen Besucher sind mir dagegen stets willkommen. Ich freue mich über jede kleine Abwechslung. Meine liebsten Freunde sind die Tiere, und ich zittere sehr um sie alle, wenn im Herbst die großen Treibjagden abgehalten werden. Freilich helfen kann ich den Tieren dann auch nicht, so leid es mir tut.

Lieb sind mir aber auch die Spaziergänger und vor allem die Schulkinder. Sie trampeln mir mit ihren flinken, kleinen Füßen ganz angenehm auf dem Kopf herum und gucken sich die weite Welt an. Bei einem solchen Besuch werde ich immer allerlei gewahr über mich selbst und über tausend andere Dinge, die ich noch nicht kennengelernt habe. Ich habe versucht, mich mit den seltsamen Fahrzeugen anzufreunden, die täglich über meinen Buckel rutschen, aber sie sind immer sehr eilig und nicht zum Reden aufgelegt. Früher, als die Pferdewagen noch über mich hinwegzogen, da hatte ich manch gute Unterhaltung.

In den letzten Jahren ist es wieder ein wenig einsam um mich geworden, ganz wie früher. Da muß ich mir wohl angewöhnt haben, laut mit mir selbst zu reden. Ich ertappe mich manchmal dabei. Sollten auch Sie mich heute oder ein andermal dabei ertappen, bitte, nehmen Sie es mir nicht übel; man wird halt im Alter ein wenig wunderlich. Die Jahre, die ich inzwischen mit mir herumschleppe, machen sich doch allmählich bemerkbar.

Dieser Aufsatz wurde dem „Heimatbuch Hamm/Sieg" von H. G. Mack, Verlag Dieckmann, Altenkirchen, entnommen.

Ein Schüleraufsatz:

Wie die Leuscheider ein Gewitter kauften

In Leuscheid hatte es im Sommer lange nicht geregnet. Das Getreide und alle Pflanzen brauchten Wasser. Die Leute zerbrachen sich fast die Köpfe, wie sie ein Gewitter bekommen könnten. Eines Tages versammelten sie sich, um eine Lösung zu finden. Sie kamen überein, den Bürgermeister auf den Markt nach Pützchen bei Bonn zu schicken, damit er ein Gewitter kaufe. Der Bürgermeister steckte sich etliche Taler in die Tasche und marschierte los. Da die Sonne so sehr schien, kehrte er unterwegs in ein Wirtshaus ein, um seinen Durst zu löschen. Der Wirt bediente ihn, und da er neugierig war, fragte er den Bürgermeister, wohin er wolle. Dieser antwortete: „Bei uns in Leuscheid hat es lange nicht geregnet; ich will in Pützchen ein Gewitter kaufen!" Der Wirt war ein durch-

triebener Schalk, und ihm kam eine schöne Idee. Er ging hinter das Haus und fing sich auf einer großen Blumenwiese eine Hummel. Diese steckte er in eine Streichholzschachtel. Dann ging er zum Bürgermeister und sagte: „Hier ist ein Gewitter. Hört einmal, wie es rumort!" Der Bürgermeister war froh, daß er nicht bis Pützchen zu gehen brauchte, und er fragte den Wirt, was das Gewitter kosten solle. Nach langem Reden wurden sie sich über zehn Taler einig. Der Leuscheider zahlte diese gern. Nun wanderte er wieder nach Hause. Unterwegs war er neugierig. Er holte die Schachtel oftmals aus der Hosentasche und horchte, ob das Gewitter noch darin wäre. Danach steckte er sie wieder weg. So ging es eine ganze Weile. Auf einmal wurde unser Bürgermeister von einer solchen Neugierde gepackt, daß er es nicht mehr aushalten konnte. Er wollte gerne einmal sehen, wie ein Gewitter aussähe. Darum machte er die Schachtel ein wenig auf, und - husch! - die Hummel war weg. Der verblüffte Bürgermeister, der nichts anderes glaubte, als das Gewitter nun in der Gestalt einer Hummel weggeflogen wäre, rief dieser noch nach: „Öwer Löschend, öwer Löschend, ech hän zehn Dähler für dech bezählt!" Die Hummel aber, froh über ihre Freiheit, flog brummend davon.

Der Bürgermeister dachte nun, es würde in Leuscheid bereits regnen. Darum beschleunigte er seine Schritte, um den Regen noch zu erleben. Er stellte sich im Geiste schon vor, wie er mit Freuden empfangen würde. Man würde ihn dann auf einem großen Fest als Retter Leuscheids feiern. Er holte darum tüchtig aus. Als er aber auf einer Höhe stand und das Dorf vor sich sah, da verschlug es ihm doch die Sprache. Er sah genau das, was er auf seiner ganzen Wanderschaft gesehen hatte: einen blauen Himmel, von dem die Sonne brennend herabschien. Als er ins Dorf kam, kamen alle Leute aus den Häusern gelaufen und wollten hören, was es gäbe. Der Bürgermeister wischte sich den Schweiß aus der Stirn und erzählte ihnen alles. Die Leuscheider waren über die Dummheit ihres Bürgermeisters so erbost, daß sie ihn nach allen Regeln der Kunst verprügelten und ihn anschließend seines Amtes enthoben.

Das ist die humorvolle Geschichte von den Leuscheidern, die ein Gewitter kauften.

Helga O., Nassen.

GINSTER

Josef Hoffmann, Herdorf

Im vergangenen Winter ist sehr viel Ginster in unserem Heimatgebiete erfroren. Mancher Naturfreund hat im Hochsommer das Fehlen des „Westerwälder Goldes" (anderswo auch „Haubergsgold", „Eifelgold" usw. genannt) mit Bedauern festgestellt.

Noch vor wenigen Jahrzehnten bedeutete das Erfrieren des Ginsters in manchen Gegenden ein Unglück, besonders in Haubergsgebieten. Der Ginster, der heute lediglich als „Forstunkraut" betrachtet wird, soweit er nicht rein schönheitsmäßig gewertet wird, war damals ein keineswegs belangloser Teil der Jahresernte der heimischen Landwirtschaft.

Um dies darzutun, sei nur darauf hingewiesen, daß die im Hauberg anstehenden „Ginster-Jähne" mitunter teurer bezahlt wurden als die eigentlichen Holzjähne. Das ging in der heimischen Haubergswirtschaft folgendermaßen vor sich: so wie innerhalb der Haubergsgenossenschaften jährlich ein Sechzehntel (bis ein Zwanzigstel) des Haubergs an die Haubergsgenossen verteilt wurde, so auch geschah es mit den Ginsterflächen. Jeder Haubergsgenosse konnte seine Anteile (Jähne) selbst abernten oder verkaufen. Daß der Ginsterjahn unter Umständen mehr Geld einbrachte als der Holzjahn - der Ginster also mitunter mehr wert war als das Holz, das auf gleich großer Fläche geerntet wurde - klingt wahrhaft unglaublich. Der Ginster hatte somit einen erstaunlich hohen Wirtschaftswert.

Diese Tatsache erklärt sich aus folgenden Umständen: Die Industrie - Bergbau, Hüttenwesen in erster Linie - war keineswegs die Hauptquelle für den Unterhalt der dichten Bevölkerung des industrialisierten Haubergsgebietes unserer Heimat. Mindestens den gleichen Anteil hatte die Landwirtschaft, in erster Linie die Haubergswirtschaft. Neben der Ernte von Haubergsroggen (und Buchweizen) bot der Hauberg dem Vieh den ganzen Sommer hindurch das nötige Futter. Das Winterfutter wurde vor allem in den umfangmäßig nicht ausreichenden Wiesen gewonnen. Hierbei mußte auch das Stroh, Haferstroh wie Roggen- und Buchweizenstroh, im Winter verfüttert werden. Womit dann aber dem Vieh im Winter die Streu bereiten? Hier half der Ginster aus! Der Ginster wurde in schweren Wagenladungen im Hauberg geerntet, dort bündelweise getrocknet und daheim aufgeschichtet.

Der Mangel an Futtermitteln im Winter war eine Dauererscheinung. Im Vergleich zum vorhandenen Winterfutter war der Viehbestand viel zu groß. Da die Gesamtfläche des heimischen Erdbodens (wir sprechen stets von Haubergsgebieten), die nicht Wald war, nur rund 25 % betrug, wovon ein beträchtlicher Teil landwirtschaftlicher Nutzung entzogen war (Siedlungsflächen, Straßen usw.), ergab sich schon hieraus eine bei weitem zu kleine Nutzfläche für das Vieh im Winter. Wenn wir bedenken, daß einstens das Haubergsgebiet relativ die stärkste Viehhaltung Deutschlands aufwies (und dies trotz der geringen Nicht-Wald-Fläche!), so ergibt sich schon hieraus eine Hauptursache dieses Mangels an Winterfutter. Warum aber die Vorfahren weit mehr Vieh hielten als sie im Winter ernähren konnten, ist offenbar: in der warmen Jahreszeit ernährte sich das Vieh über den Winter selbst. Gelang es nun, das Vieh über den Winter hinwegzubringen, so war der große Vorteil der Sommerhude zu Gunsten der Bevölkerung gesichert. Da hieß es eben, jede Möglichkeit auszunützen, den Winter futtermäßig zu überbrücken! Da hieß es für das Vieh im Winter, bei Schmalhans in Kost gehen! Da hieß es, das Stroh verfüttern und den Ginster als Streu benützen, wobei auch das Farnkraut so gut wie restlos draußen gesammelt und als Streumittel verwertet wurde.

Noch ein Wort über die „Gastersichel“: Die Ginstersichel war ein etwa spannenlanges Messer, gebogen wie eine Sichel, aber beträchtlich kleiner, in der Klinge dicker als eine normale Sichel und sehr scharf geschliffen. Ginster ist ein hartes Holz! Einen ganzen Wagen Ginster schneiden, bedeutete eine gehörige Leistung. Der Ginsterschneider drückte die einzelne Ginsterrute ein wenig zur Erde, so daß das Holz „spannte“ und schnitt dann die Rute mit einem Schnitt ab. Der Verfasser sah eine „Gastersichel“, die noch das glück- und segenbringende Sonnenzeichen - eine Art Rune, die wir auch auf einer „Häbe“ und nicht selten auf Haustüren fanden - trug.

Aus all dem ergibt sich, daß ein Erfrieren des Ginsters eine kleine Erntekatastrophe bedeutete! Nun mußte wohl oder übel auch Stroh zum Streuen benützt werden! Das aber hieß, entweder das Vieh hungern lassen (Stroh hat an sich äußerst wenig Nährwert, füllt aber den Pansen), somit geringeren Milch- und Fleischertrag hinnehmen, oder aber das Vieh zum Teil verkaufen! Die Viehpreise sanken nach Erfrierung des Ginsters! Die dürftige Ernährung der Menschen wurde noch dürftiger! Die Geldeinnahmen aus der Landwirtschaft blieben zum Teil aus. Die Vorfahren hingen weitgehend vom Hauberg ab, mehr noch als von der Industrie. Daß selbst das Erfrieren des Ginsters ein Unglück darstellte, können wir heute kaum noch glauben.

Steimeler Markt im Jahre 1797

Steimel, Stein-mal! Droben auf der flachen Basaltkuppe, wo sich längs der alten Straße die Häuserreihe hinzieht, die jenen Namen führt, lag zur Zeit, da unsere Altvordern noch zu Wotan und den Asen beteten, die alte Kultstätte, hoch und frei im heiligen Hain, wie die Germanen es liebten. So ist auch der Markt uralt. Lange schon stand er unterm Schutze und im Zollbann des Grafen, nachher Fürsten von Wied-Runkel.

Auf dem weiten, von Eichen und Linden überschatteten Platze herrschte reges Leben. Buden und Karren standen streng geordnet, wie die Meßlatte es angewiesen hatte. Ebenso waren das Rindvieh und die Pferde in bestimmter Reihe an die Barrieren oder Pflöcke gekettet. Immer neue, brüllende oder wiehernde Vierfüßler wurden die Straße herauf oder hinab getrieben; knarrend und ächzend hob und senkte sich der blauweißrote Schlagbaum in einem fort. Wenn der Marktbesucher seinen Schein empfangen hatte, schob er mit seinen Tieren durch, und hart hinterm letzten Ochsen- oder Pferdeschwanz ging der Sperrbaum wieder nieder, und wenn er dabei auch dem ersten Ochsen des folgenden Trupps unsanft auf die Schnauze schlug.

Gewichtig an Korpus und Würde saß der Herrn Rentmeister im Zollhäuschen und bekritzelte und stempelte die grauen Zettel; scharf paßten links und rechts ein Schultheiß auf, daß jeder Ankommende das Häuschen passierte und keiner mit seinem Papier „fautelte.“ Zwei andere gingen die Buden- und Karrenreihen ab und zogen das Standgeld ein. Faul lehnten die wachthabenden Milizen auf ihren Musketen oder schlenderten, das schwere Schießgewehr umgehängt, umher. Noch trugen sie die dreieckig aufgeschlagenen Hüte und die an den Schläfen verkleisterten Haarrollen; hinten baumelte ihnen der Zopf, und die Beine waren in steife Gamaschen eingeschnürt. Aber der grüne Rock stand ihnen gut und gab ihnen kein so gefährliches Aussehen. Aus den Häusern drang ein angenehmer Duft von Fett und Kartoffeln. Er

mischte sich draußen auf dem Marptplatze mit minder guten Gerichten.

Die Schänken - und fast jedes Häuschen oder Gärtchen hatte sich in eine solche verwandelt - waren gefüllt. Lärmend, nach altgermanischer Weise und nach eben derselben trinkend, spielend und dazu modern qualmend, saßen die Marktgäste um die rohen Tische, saynische Roßtäuscher und wiedische Kuhhändler, kölnische Metzger und sauerländische Fuhrleute.

An einem Tische, abgesondert von dem kreischenden Händlervolk, saßen zwei in Bauernkittel und Knotenmütze gekleidete Männer, die eifrig miteinander sprachen. Wir kennen sie: Den Rotkopf mit dem Sommersprossengesicht und den blitzenden Augen, und den kurzen Dicken: Johann Gielert von Wahlrod, den Pärzer, und Karl Kiefner von Neuwied, die Rheinschnook. „Et wor en domme Sträach vom Balzer, dat e ons heehin bestellt hät", flüsterte Rheinschnook seinem Kumpan zu. „Wat solle mer he mache?"

„Hä moß doch en Zweck debei hann - soht ehr doch emmer, för en zu entscholligen", gab Pärzer zurück.

„I begreifen en dismol net."

„Dör es oft genoog net se begreife. Awwer ehr hat em jo all geschworen, on do meßt ehr jetz och all foljen."

„Du doch och."

„No jo, ich och. Awwer wenn et meiner noch jegangen wär, dann wären mer jeder for ons jebliewen. Et wär miehner dobei erausjekommen."

„Wie mänst de dat?"

„Ich män, et hät jeder for sich arbeiden konnen, on mär hät besser Jelegenheit jehatt, ebbes of Seit se schaffen."

„Jo, jo, allerdings, gefällt mer dat dääle nit emmer. Awwer, wemmer ze sechst sein, rechte mer doch mieh aus als allän."

Der Pärzer merkte, daß sein Gefährte anfing, in seiner Gesinnung wankend zu werden. Da setzte er nun schlau und hinterlistig ein. Er stellte ihm zunächst vor, wie sie in manchen Dingen doch der bloßen Laune Balzars gehorchen müßten, wie er scharf darauf halte, daß den Bauern nur ja kein Schaden zugefügt werde, daß sie sich bloß an das herrschaftliche Wild halten dürften. Das sei denn doch für Leute, die sich dem freien Leben ergeben hätten, ein unerträglicher Zwang. Wenn man mit seiner Umgebung und den Verhältnissen gebrochen habe, dann dürfe man sich überhaupt an keine Gesetze und Regeln mehr binden. Und nun entwickelte der Rotkopf nach und nach eine solche Gewandtheit in der Ausmalung des Gewerbes eines freien Mannes, daß er sogar den bedächtigen Neuwieder mit fortriß.

„Et wär wonnerschien!" rief er aus.

„Gelle, dat sähste och!"

Als aber der Rotkopf seinen Mund dem Ohre des andern näherte und etwas hineinflüsterte, fuhr der Neuwieder zurück. „Hät dich de Däiwel am Säl!"

„Met dem Däiwel gieht et zo. Dä hehlt en doch emol iwwer korz odder lang", entgegnete Pärzer kaltblütig, seinen Pfeifenstummel ausklopfend.

„Bläib mer vom Läif; ich well nix mieh von der wesse", sagte Rheinschnook und rückte ab.

Beide verharrten fortan in Schweigen, jeder für sich. Pärzer blickte verstohlen auf sein Gegenüber, um die tiefere Wirkung seiner Worte zu beobachten. Er glaubte trotz allem, daß sie „jesessen" hätten.

Da ertönte ein eigentümlicher Pfiff draußen, das Geschrei und Gelärm schrill durchschneidend. Die beiden Wildschützen warfen einander einen Blick zu. Sofort war auch der widerspenstige Pärzer zur Ordnung zurückgeführt. „Hä es do! Mer wollen gohn. Nix sohn von dem ewe", sagte er aufstehend.

„Dann wärscht de och geliwwert, wann ich et dät." Auch er erhob sich, und beide traten vors Häuschen.

Unbefangen, wie es schien, ließen sie die Augen über die Menge schweifen. Mitten in den feilschenden Haufen stand Balzar, gleichfalls im Bauernkittel und schien eifrig ein Pferd zu betrachten, als ob er es zu kaufen geneigt sei.

Langsam schlenderten Pärzer und Rheinschnook auf Balzar zu. „Vorsicht", sprach dieser, „der Unteroffizier paßt mir auf; ihn müssen wir unschädlich machen. Debbe und Tünnes sind dahinten am Steinbruch, wir wollen uns zu unsern Flinten machen; vielleicht auch haben sie sie schon geholt."

Die beiden sahen ihn erstaunt an, und Pärzer meinte, ob sie auf dem Steimeler Markt jagen wollten. Balzar warf ihm einen solch drohenden Blick zu, daß er nur förmlich in sich hineinkroch. Rheinschnook nickte zu allem, was der Hauptmann sagte, er ahnte jetzt, daß dieser etwas ganz Besonderes hegte. Der Unteroffizier strich argwöhnisch um die Gruppe herum.

„Nichts nach meinem Geschmack unter den Pferden!" rief Balzar laut. „Kommt, ihr Leut,

wir trinken einen. Herr Sergeant, Ihr seid mitgeladen. Allons, marsch!"

Der Unteroffizier sah sich den Mann, der so gebieterisch sprach, näher an. Es schien, als wenn er einen Augenblick zweifelte, ob er einen Marktberechtigten vor sich habe. Gauner und Gauldiebe spielten schon damals mitunter gern große Herren. Es lag aber so etwas Eigenes, Zwingendes in dem Blick des Fremden. Nun, er hatte ja für alle Fälle seine Leute bei sich. Er grunzte vergnüglich etwas, das wie Zustimmung lautete, und folgte.

Balzar ließ auffahren, daß sich das Tischchen, an dem die vier saßen, bog. Binnen kurzem war der Unteroffizier gehörig eingeseift, so daß er die drei andern für die besten Freunde erklärte, die er auf der Welt besitze.

„Nun ist er nicht mehr gefährlich", flüsterte Andreas, bestellte noch eine Flasche Wein für den Halbtrunkenen, verabschiedete sich und mischte sich mit seinen Gefährten unter den Troß auf dem Platze. Bald hatten sie sich durch diesen hindurchgewunden und eilten dem Steinbruche zu.

Sie brauchten nicht lange zu suchen. Hinter einer Hecke von Gedörn warteten ihrer die Genossen. Die Flinten waren bereits aus dem Versteck hervorgeholt und zur Hand. Alle saßen erwartungsvoll um den Hauptmann geschart.

Der aber schritt, die Büchse umgehängt, kühn auf den Marktplatz. Ohne weiteres bestieg er ein dort stehendes Faß und pfiff dreimal gellend auf seiner Pfeife. Schneidend fuhr der Ton durch den Lärm; alles wandte die Blicke der Richtung zu und gewahrte die plötzlich aufgetauchte Erscheinung. Balzar hatte seinen Kittel abgestreift und stand in Jägerkleidung da.

Alles drängte nach ihm. Plötzlich rief jemand laut: „Balzer, de Flammerschfelder Balzer!"

An die Westerwälder Bauern hielt er eine begeisterte Ansprache.

Kaum aber hatte er geendet, da stand plötzlich der wiedrunkelische Amtmann vor ihm, der unerwartet auf dem Markt erschienen war. Er hatte seine Milizen hinter sich; nur noch der Unteroffizier fehlte.

„Also Ihr seid der gefürchtete Balzar von Flammersfeld?" hob der Amtmann an. „Euch verfolgt Eure hochgräfliche Regierung, und wir würden uns hüten, ihrer Gerechtigkeit vorzugreifen. Aber, notabene, Ihr habt den Fürstlich Wiedischen Marktfrieden gebrochen durch aufrührerische Reden, und das dürfen wir nicht ungestraft lassen. Außerdem sehen wir dort einen wied-runkelischen Untertan bei Euch, den wir lange suchen. Versteckt Euch nicht, Philipp Muscheid von Wienau, es würde vergeblich sein."

Schnorrer, der sich unterdes auch auf dem Markte eingefunden, aber sich nicht zu den andern gesellt hatte aus Furcht vor den wiedischen Beamten, war, als des Hauptmanns Pfeife ertönt war, gleichfalls herzugeeilt. Er blickte jetzt hilfesuchend zu Balzar hinüber. Dieser war einen Augenblick wie niedergeschmettert von dem Mißerfolg seiner Rede. Die Ansprache des Amtmanns mußte ihn anmuten, wie wenn das Satyrspiel der Tragödie folgt. Sein Blick glitt blöd über die Menge, die nichts gefesselt hielt als die Neugier über das, was der Herr hochfürstliche Amtmann nun tun würde.

Dieser trat einen Schritt vor: „Als Störer des Marktfriedens, als Prediger des Aufruhrs gegen ein Volk, mit dem unsere hohen Regierungen in Frieden leben - verhafte ich Euch . . .".

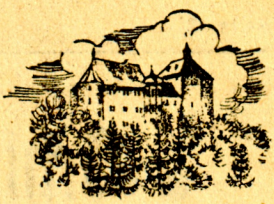
Weiter kam er nicht. Balzar fuhr aus der dumpfen Betäubung empor. Die Flinte flog von der Schulter und lag im nächsten Augenblick im Anschlag. Gehorsam folgten die Genossen des Anführers Beispiel.

Der Amtmann hob schreckensbleich beide Hände, als ob er damit die Kugeln abwehren könnte; er rief nach dem Unteroffizier Hilpert. Aber der kam nicht; er schlief am Wirtstische, den Kopf auf die Arme gelegt, fest und ruhig. Die Milizen aber fürchteten sich gleich den andern. Schreiend und lärmend retirierte die Menge. Die Flinten stets im Anschlag, zogen sich die Wildschützen zurück zum Schlagbaum. Dieser hob sich, und die Bande entschwand allmählich den Augen der verblüfften Marktleute, nördlich, auf nach Altenkirchen zu.

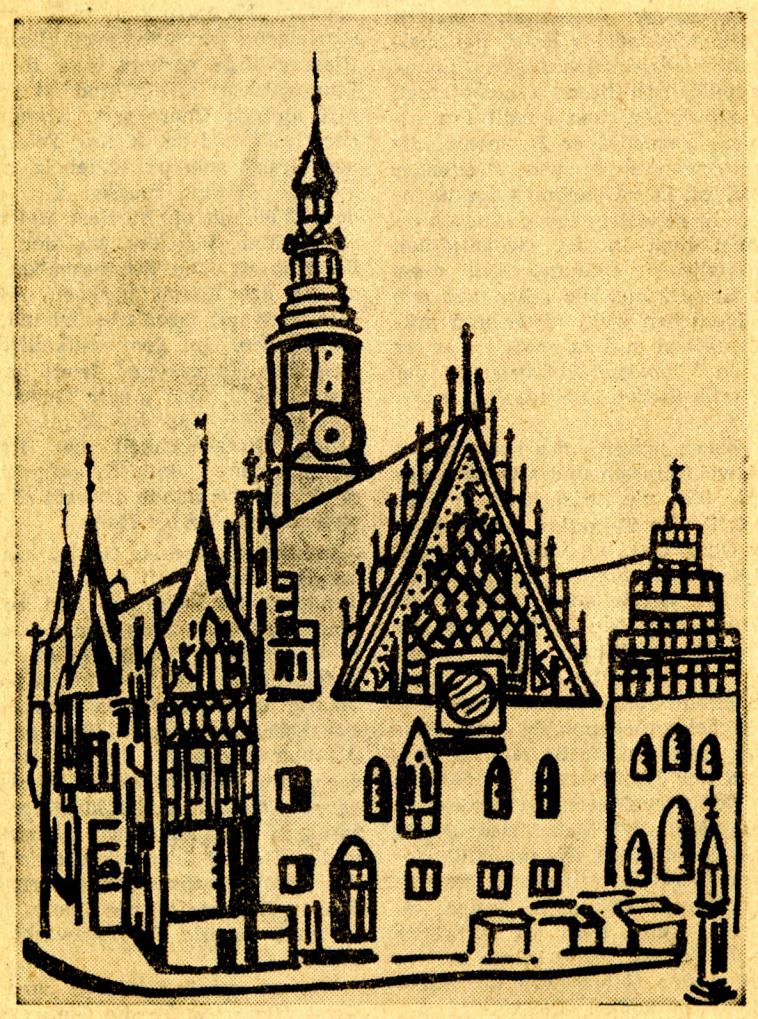
Aus „Balzar von Flammersfeld"
von C. Spielmann.

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22

Deine HEIMAT



September 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 9



Das Breslauer Rathaus

Vaterland

Wo dir Gottes Sonne zuerst schien,
wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten,
wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten
und seine Sturmwinde
dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brausten:
Da ist deine Liebe,
da ist dein Vaterland.

Ernst Moritz Arndt

Schlesien

VON HERMANN STEHR

Dieses Land ist nicht nur eine tiefe Wesensbeglückung seiner Bewohner, sondern überraschte jeden Wanderer durch die Vielgestalt seiner verschiedenartigen Landschaften, die im Baustil ihrer Formen oft weit voneinander abweichen, und erfüllt ihn zugleich mit dem Segen einer Harmonie, die bei der strömenden Fülle widerstreitender Art ein Rätsel ist. Das Geheimnis der durchgehenden Melodie so vieler gegeneinanderklingenden Formen liegt in der Gedämpftheit ihrer gegensätzlichen Bildung. Um diese überleitende Bemerkung, die schon auf den schlesischen Menschen zielt, näher und präziser zu umschreiben und zu erhärten, sei es mir erlaubt, in kürzesten Strichen von der Struktur der schlesischen Landschaft zu sprechen.

Die große Ebene jenseits, das heißt östlich der Oder, ist wohl einsam und oft melancholisch, doch nie öde, nie bedrückend in endloser Einsamkeit. Die Talmulde ihres großen Stromes, der Oder, zieht als eine eigenartige, fruchtbare Landschaft für sich in bedeutender, gemächlicher Breite vom Südosten bis zum Nordwesten der Provinz hin. Aus der Oderniederung, gegen Westen sanft ansteigend, gelangt der Wanderer durch einen Fruchtgürtel besten Gartenlandes in das vielgestaltige Durcheinandertummeln von Einzelbergen: den vulkanischen Kegeln des Gröditzberges und der Landeskrone bei Görlitz, des Zobten, der Strehlener und Striegauer Berge und der Höhen um Hohenfriedberg. Er kommt in die Gesellschaft der unzählig vielen Hügel und Berglein, mit denen die unmutig aufbegehrende Ebene in immer leidenschaftlicheren Wellen nach den Vorbergen der Sudeten hindrängt. Diese selbst kreisen dann an den großen Gebirgswall der Sudeten heran, bald im weiten Bogen wie das Oder-Katzbach-Gebirge mit seinen lieblichen Talgewinden und seinen anmutigen Bergkuppen, bald schmiegen sie sich, wie die Falkenberge bei Fischbach, eng an den mächtigen Wall, der sich in ununterbrochenem Zuge von den Lausitzer Bergen bis nach dem Südosten zur Mährischen Pforte hinzieht.

Und wie das schlesische Land ein Zusammenklingen vieler Formen ist, so sind in den Sudeten in verhältnismäßig engem Raum eine Fülle der verschiedenartigsten Gebirgslandschaften zusammengedrängt.

Das Gebirge der Sudeten, ein halbes Hundert Kilometer lang, stellt sich eigentlich als ein Konglomerat von verschiedenen Gebirgen dar, so unähnlich in ihrer Art sind die einzelnen Teile.

Das Lausitzer Bergland ist ein unregelmäßiges Gequirle, das Isergebirge ein einziger breiter Kammrücken mit stundentiefen, schweigend verwunschenen Hochwäldern, das Riesengebirge springt über die Grenze des Baumwuchses hinauf und ist eine Bergwelt fast alpinen Charakters. Seengefüllte Kare, der Große und der Kleine Teich, sind in seinen Granit gebohrt. Knieholz, sumpfige und moorige Flächen müssen überwunden werden, Täler mit oft hundert Meter hohen, fast senkrechten Wänden, wie der Melzer- und Riesengrund. Die Schneegruben, von Gletschern der Eiszeit gerissen, schrecken den Wanderer mit ihren schwindelnd jähen Trümmerwänden. In dem vulkanischen Riesenstoß der Schneekoppe feiert er seinen Höhentriumph. Nach dieser Gewaltleistung erholt sich der Zug der Sudeten in der traulichen Gemächlichkeit des Rabengebirges. Aber in dem vulkanisch aufgetriebenen Waldenburger Berglande erwacht er aufs neue zu steil aufschießender Höhe.

Der fast rechteckige Gebirgskessel des Glatzer Berglandes fällt ganz aus dem Rahmen des gesamten Gebirges, und seine Randgebirge sind dazu noch von der größten Verschiedenheit: Zerklüftet steigt die Sarg- und Tafelbergform der Heuscheuer aus der Ebene. Massig in sanfter Gemächlichkeit wölbt sich der Schneeberg über 1400 Meter empor. Im Altvater machen die Sudeten den letzten Versuch, sich im Hochgebirge zu steigern, bringen es aber nur auf 1500 Meter, gehen dann sanft in das Mährische Gesenke hinunter und enden mit dem bukolischen Hügelfrieden des Kuhländchens schon außerhalb der preußischen Grenzen an der Quelle der Oder, des Stromes, den sie als Hochwacht so lange begleiten.

Wer so durch Schlesien wandert, dessen Geist atmet bis in die Tiefen des Herzens dankbar auf, denn es hat sich ihm ein schönes Stück deutscher Erde geboten, die Vorstellung deutscher Landschaft und Eigenart ist um eine vielgestaltige Kostbarkeit reicher geworden.

Hier im schlesischen Lande findet man das, was allen Menschen so notwendig ist: Größe ohne Ausschreitung, inniges Wesen ohne Süßlichkeit, Ernst ohne Düsterkeit, Tiefe ohne Härte, heitere Daseinsbereitschaft bei

besonnener, rüstiger Tüchtigkeit, denn es gibt auch groteske, abenteuerliche Landschaften und solche, deren Größe nur Theaterkulisse ist.

Was die Landschaft singt, das grub sich in das Wesen der Schlesier, das klingen die Menschen wider.

Dieser schlesische Mensch ist unverwechselbar wie seine Berge, seine Ebenen, sein Himmel, seine Flüsse und Seen, die sein Blut keltern und seinen Geist formen.

Die Vielfältigkeit der Landschaft dieser Grenzmark wiederholt sich hinsichtlich der Abstammung ihrer Bewohner. Nein, es gibt keine schlesische Rasse, aber es gibt den unverwechselbaren schlesischen Menschen, der das unentwirrbare Durcheinanderströmen des verschiedensten Blutes ist.

Schlesien ist das Land der Gottsucher und Dichter, Liliencron sagt mit liebenswürdigem Spott: der sechshundertsechsundsechzig. Doch aus der Unzahl der halbbeschwingten oder ungeflügelten Springflöhe, die von dem Atem Apolls schmarotzen, steigen Männer wie Andreas Gryphius (1616 - 1664) aus Glogau, den man den Vater des deutschen Lustspiels nennt, Johann Christian Günther aus Striegau, der unglückliche große Vorläufer Goethescher Lyrik; Freiherr Friedrich von Logau aus Brockut bei Nimptsch; Heinrich Laube aus Sprottau, der um ein junges Deutschland rang; Eichendorff aus Lubowitz, dessen Lieder klingen werden, solange eine deutsche Zunge singt; Gustav Freitag aus Kreuzburg, der in „Soll und Haben" den ersten sozialen Roman und in den „Journalisten" eines der besten deutschen Lustspiele schuf; Gerhart Hauptmann aus Salzbrunn, dessen Ruhm in den großen Werken seiner ersten Periode über die ganze Erde leuchtet, und sein Bruder Karl, der sich, wenn auch mit geringerer Strahlungskraft, neben ihm behauptet.

Und wer das prächtige, spätgotische Rathaus in Breslau, eine der wertvollsten mittelalterlichen Profanbauten, diese Perle schlesischer Baukunst, gesehen hat, oder die im 14. Jahrhundert erbaute evangelische Elisabethkirche mit ihren zahlreichen Kunstschätzen oder das Universitätsgebäude in derselben Stadt, der weiß, daß auch der Baukunst in Schlesien ein hoher Rang zuerkannt werden muß.

Noch anzuführen sind das Wallensteinschloß in Sagan, die kostbaren Trümmer des Piastenschlosses in Brieg, die herrlichen Marktlauben in Hirschberg, die Barockkirchen von Heinrichau und Grüssau und das Rathaus in Görlitz mit der prächtigen Renaissancetreppe.

In jedem Bäuerlein, dem du etwas von den unbegreiflichen Entfernungen und Dimensionen der Gestirne und dem in die Myriaden gehenden Alter der Erde erzählst, hast du den Vertreter eines Stammes vor dir, dessen Art es ist, einem Meere zu gleichen, das aus lauter gegeneinandertreibenden Wellen besteht. Dieser Bauer nun, in der Grafschaft Glatz zu Hause oder um Jauer oder Ottmachau, ganz gleich: wenn du zu erzählen aufgehört hast, wird er in betroffenem Schweigen einen Augenblick an dir vorbei ins Weite lugen. Dann ist es sicher wie das Amen in der Kirche, daß er dir zunickt und sagt: „Jo, jo - nee, nee. Ma selld's nich denka!" Und du bist unsicher, wo das Hauptgewicht seines Anrufs liegt: in der Ergriffenheit, dem furchtsamen Zweifel, dem freundlichen Spott oder in dem liebenswürdigen Widerspruch.

Aus „Schlesiens Himmelreich", Nölke-Verlag, Hamburg, 1948

Eine Fahrt durch Ostpreußen vor dem Krieg

Ob im Osten oder im Westen beheimatet, jeder Deutsche verbindet mit Ostpreußen bestimmte Vorstellungen. In vielen Gemütern lebt Ostpreußen als das „Land der tausend Seen", als das „Land der Pferde und der Rindviehherden" und als die „Heimat des urigen Elchs". Andere sprechen auch von dem „Land des Bernsteins", je nachdem sie auf ihren Reisen über die Seen, die weiten Ebenen, Wälder und Dünen aus dem Füllhorn dieser reichen Natur beschenkt worden sind. Die Vielgestaltigkeit dieser Landschaft könnte jedem etwas geben, dem Naturfreund wie dem Städter, dem Wanderer wie dem Autofahrer, dem Wassersportler wie dem Segelflieger. Allen öffnete Ostpreußen in Friedenszeiten freudig seine Tore.

Folgen wir nun einem Bericht aus früheren Jahren und beginnen unsere Fahrt im alten deutschen Danzig. Schon vor dem Anlegen des großen Bäderdampfers des Seedienstes Ostpreußen genießen wir einen herrlichen Rundblick über die waldumkränzte Landschaft um das Weltbad Zoppot. Im Hintergrund steht die ragende Silhouette der Stadt Danzig. Unvergeßlich ist der Eindruck dieser mittelalterlichen Stadt mit ihren Märkten und Gassen, ihren herrlichen Patrizierhäu-

sern, ihrem Rathaus und den schönen Gebäuden der Gilden und Zünfte, alles überkrönt von dem wuchtigen Wahrzeichen des Kantors und der Marienkirche. Von hier aus sehen wir weit hinein in die Weichselniederung mit ihren saftigen Ebenen, aus denen wieder Ordensburgen und Städte trotzig herausragen. Hier liegen Marienburg und Marienwerder, jene beiden Städte, die in der Ordensgeschichte eine besonders bedeutsame Rolle spielen. Im Süden stoßen wir mitten zwischen Wäldern und herrlichen Binnenseen auf die alte und doch moderne Stadt Deutsch-Eylau, in deren Nähe das Schloß Finckenstein gelegen ist, von dem Napoleon I. auf seinem Kriegszug nach Rußland einst für kurze Zeit die Welt regierte. In nächster Nähe finden wir die Güter Neudeck und Langenau. Nicht sehr weit nach Osten führt der Weg zur Eingangspforte in das Oberland. Die Niederung liegt hinter uns, und wir befinden uns nun in einem von Seen, Bergen und Wäldern vielfach durchschnittenen Gelände mit der höchsten Erhebung Ostpreußens, den Kernsdorfer Höhen. Wer nicht an Wunder glaubt, der kann hier eins erleben; denn diese Gegend birgt die sogenannten „geneigten Ebenen", auf denen buchstäblich Schiffe über die Berge rollen, eine technische Großtat aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Zur Überwindung des Höhenunterschiedes werden nämlich die Schiffe auf besonders gebauten Schienenwagen unter Ausnutzung der Wasserkraft über Land gezogen. Nicht nur wegen dieser einzigartigen Kanalanlage, sondern vor allem wegen ihrer besonderen landschaftlichen Schönheiten besitzt gerade das Oberland eine ebenso große Anziehungskraft für den Reiseverkehr wie das benachbarte Masuren.

Hinter dem lieblich am Drewenzsee gelagerten Städtchen Osterode betreten wir das Schlachtengelände von Tannenberg. In stiller Andacht führt uns der Weg vorbei an Ostpreußens größtem Soldatenfriedhof Groß-Waplitz zu dem Tannenberg-Denkmal. Die Erinnerung an diese Stätten von Krieg und Not und Tod begleitet uns auf dem weiteren Wege zur Herzkammer Südostpreußens, in das masurische Seengebiet. Hier in Masuren finden wir ein durch die Endmoränenzüge vielfach leicht gewelltes Hügelland mit weiten Kiefernheiden, waldumrahmten Seen und ausgedehnten Moor- und Bruchländereien, ein buntfarbiges Bild, das durch die zahlreichen, sich eng anschmiegenden Dörfer mit ihren strohgedeckten Holzhäusern noch an Vielgestaltigkeit gewinnt. Dieses masurische Seengebiet trägt vieles von klassischer Herbheit und harmonischer Schönheit in sich, und doch birgt es trotz aller natürlichen Herrlichkeit etwas Düsteres und Drohendes in seinem Schoß. Die Seen scheinen nur widerwillig gebändigt, und von den Wäldern sieht es aus, als ob sie zu Toteninseln führten. Es ist die geheimnisvolle Macht der Naturwüchsigkeit, die hier den Wanderer anrührt, wenn er durch die einsamen Wälderdome Musurens schreitet. Es ist ein Gottesgarten von einer Schönheit und Unberührtheit, wie wir ihn auch in anderen Gegenden des deutschen Vaterlandes nicht oft antreffen. Zahllos die Stätten, die zum Verweilen einladen, das herrlich am Nieder-See gelegene Rudczwanny, der Cruttinnafluß, Nikolaiken, Lötzen, Angerburg und wie die Plätze alle heißen.

In den Flanken dieses großräumigen Wandergebietes liegen zwei Landschaften, die wegen ihres in sich geschlossenen Charakters wiederum ihre besondere Bedeutung haben: das Ermland und die Rominter Heide.

Ermland, bei der Hauptstadt des südlichen Ostpreußens, Allenstein, beginnend, und sich in nördlicher Richtung bis zum Frischen Haff erstreckend, ist eine anmutige Hügellandschaft, die ihre besondere Prägung durch die tief eingeschnittenen Flußtäler der Alle, Passarge und Walsch erhält. Ein reicher Kranz kleiner Städte belebt diese verträumten Täler, die vielfach an Thüringen erinnern, unter ihnen das malerische Heilsberg am Zusammenfluß der Alle und Simser, das nach der Marienburg die besterhaltene Burganlage in seinen Mauern birgt.

Wie gänzlich andersartig wirkt auf den Wanderer im Gegensatz hierzu, die Rominter Heide. Auf einem Gelände von 25 000 ha haben wir ein Waldgebiet, das in seinem Wildreichtum und seinem Baumbestand die Freude jedes Jägers und Naturfreundes erregen wird, denn solche Jagdgebiete haben wir nicht viele in Deutschland.

Von hier gelangen wir über Trakehnen, das durch seine Pferdezucht Weltruf erlangt hat, zu dem an Mooren reichen Stromgebiet von Pregel und Memel. Nördlich der Inster erreichen wir Tilsit, die nördlichste Stadt Deutschlands, und wenden uns hinüber zum alten deutschen Memelland mit seinen bekannten Badeorten Schwarzort und Nidden auf der Kurischen Nehrung, von der einst Wilhelm von Humboldt schrieb, daß sie so merkwürdig sei, daß man sie eigentlich ebensogut wie Spanien und Italien gesehen haben müsse, wenn einem nicht ein wunderbares Bild in der Seele fehlen solle. Diese Eigenart

wirkt auch heute noch in unverminderter Stärke auf den vor den hohen Wanderdünen stehenden, staunenden Besucher. Trotz des Zaubers der Abgeschiedenheit wird man dennoch sagen können, daß auch dieses Fleckchen Erde weit über Ostpreußen hinaus bekannt geworden ist: durch die in der wissenschaftlichen Welt einzig dastehenden Forschungen der Vogelwarte.

Die Nehrung entlang führt uns der Weg in das von Steilufern umsäumte, an Badeorten besonders reiche und deshalb vielbesuchte Samland. Hier liegt auch das einzige Bernsteinwerk der Welt, in dem das „samländische Gold" bergmännisch gewonnen wird, um in alle Erdteile versandt zu werden, Palmnicken. Von Brüsterort, der nördlichsten Spitze des Samlandes, grüßen wir noch einmal hinüber zur weit entfernten, im dunklen Schleier versinkenden Danziger Bucht und beenden in Pillau die Kreuz- und Querfahrt durch Ostpreußen.

Aus dem Deutschlandbuch (Ostpreußen, E. F. Müller, 1935).

HEIMAT

Gertrud von den Brinken

Nun wachsen wohl schon die Bäume
hoch über das Dach hinaus,
beschattend die Giebelfenster
im fernen Vaterhaus.

Nun fassen wohl schon die Büsche,
die damals noch heckengleich,
hinauf nach den Fenstersimsen
und stehen blütenreich...

Wie muß es jetzt abends dort duften,
wenn schimmernd der Faulbaum blüht...
ob wohl noch der Mond durch die Zweige
so tief in die Stuben sieht?

Ob wohl alle Wege im Garten
noch immer so moosig und grün
und ob in den Büschen des Abends
so blau noch die Käfer glühn?

Ob wohl noch der Kuckuck im Walde
so nah bis zum Hause sich wagt...
wer mag da am Fenster lehnen,
der gläbig die Zukunft fragt?

...die ihr in den wandernden Winden
noch nicht verloren steht,
ihr solltet doch manchmal beten,
wenn die Nacht durch die Scheiben späht:

„Laß, Vater, uns nimmer lernen,
wie's ist da draußen allein
und keine Heimat haben
und heimwehkrank zu sein..."

Das Pommersche Meer

VON SIEGFRIED GLIEWE

Pommern hat einen breiten Rücken zum Binnenland. Sein Gesicht ist seewärts gewandt. Der Blick schweift bis zur Kimmung der Salzsee gen Nord und Nordwest. Kommst du von Süden ins Land, dann trittst du von hinten ins Haus. Erst dann wirst du seine Eigengestalt erfahren. Und das ohne viel Umschweife, noch ehe du den Fuß aufs feste Land setzest. Seien es Rügens schimmernde Kreideküsten, die aus dem Schaum wie Traumgebilde über der Kimm aufsteigen, der Oberinsel blaue Waldhügel oder die abweisende, beinern leuchtende Sandleiste des hinterpommerschen Strandes: immer ist es Landschaft von eigenwilliger Formgebung und eindrucksvoller Gestalt, die sich auf beiden Flanken des pommerschen Landes mit verhaltener Kraft und oft großartigen Schwung zu dem Profil des Antlitzes vereinigte, das uns so schmerzlich traumverloren in unsere Tage der Heimatlosigkeit begleitet. Nicht Augenlabsal allein, nicht wogendes Farbenspiel nur, sondern ein Bau voll innerer Gestalt und bewegter Fülle. Land im Zugriff des Weltengestalters, der formlosen Stoff in gestaltete Landschaftsform brachte. Über dem Inselwesten liegt der Opferrauch sagenhafter Urzeit. Der äußerste Osten des Landes am Meer ist vielfach noch eine stillen Menschen überlassene Urlandschaft, denn von dem jahrtausendealten Gegeneinanderwogen östlicher Völker rollte nur eine matte Dünung ins hintere Pommern.

Das Gesicht dieses meeranrainenden Landes bestimmte das Meer und das nordische Eis. Dieses ließ zurück an Baugrund und roher Gestalt, was der Tiere und Menschen Notdurft erforderte. Jenes grub die Runen kosmischer Wandlung in das Antlitz des Küstenlandes. Es vollzog nach uralter Weisung den Auftrag des Schöpfers, indem es Grenzen setzte. Zwischen dem festen und Flutenden durch die grünen Lichtinseln schimmert ein steinfreier, schlickloser Grund marmorn herauf, bis in der Tiefe alles in aquamarinblauen Farben versinkt. An solchen Ostwindtagen

Der Erdkreis, noch unfertig in seinen Einzelheiten, wie ein Dom, an dem Geschlechter die Quadern türmen, gewann seinen Umriß hier zu einer Zeit, da Menschen schon Zeugen sein durften. Das Meer, das so unerbittlich harte Forderungen an das Land und die Menschen stellt, hier wird es zum Sinnbild ausgleichender Gerechtigkeit: An den westlichen Küsten gibt das Land ihm zu beißen und zu brechen von seiner Kante, im Osten speit das Meer gleich einem übersättigten Ungeheuer den zermalmten Fraß wieder aus.

Land und Meer
Land am Meer
Land aus Meer!

Wasser und Wind, Pflanzen und Tiere vereinigen sich nach den Gesetzen des Lebens und schafften Raum für Menschen: eine Heimat, in der sie wurzeln, arbeiten und sterben konnten.

Winde wehen über das Meer, das selten blau ist, meist moselgrün oder hechtgrau. Westwinde sind das Schicksal. Aus den nördlichen Winkeln der Windrose kommen Sturmsee und Brandung, Nachtfröste im Mai und Juni. Diese Winde bringen Möven ins Land und Wikinger. Nordwestliche Sturmsee reißt das Land fort und nimmt die Netze der Fischer mit. Sie setzt die Frachter auf den Strand und zerschlägt auf den Riffen die hölzernen Schoner. Sie jagt die Kutter längs des Strandes nach Kolberg und Hela oder die bergende Klippenküste Bornholms. Mächtige Grundseen stäuben über die Molen der kleinen hinterpommerschen Häfen. Westwinde peitschen den Dünensand landeinwärts und überschütten damit Wiesen und Felder. Sie drehen den Bäumen die Kronen zu flatternden Feldzeichen zusammen. Sie wehen den Kleinmut aus zagenden Herzen. Sie machen einen Bärenhunger und zwingen uns drei Jacken auf den Rücken. Sie werfen auch etwas an den Strand: Tang und Muscheln, Bretter und Delphine, leere Büchsen und volle Fässer, Bernstein und 3000-Tonnen-Dampfer. Ja es gab gute Jahre am Strand!

Aus dem Osten kommt schneidendes Schneegestöber. Treibeis und manchmal richtige Eisberge. Ostwind färbt die See dunkler und blauer, denn er macht den Himmel hoch und leuchtend. Der Gesichtskreis wird schnittscharf und hart wie Glas. Vor dem blaß verblauenden Himmel läuft die Dünung, und die Toppen der Schiffe wachsen als zierliches Filigran über die Kimm. Schaumborten liegen als schneeige Ranken über den Riffen, und sinkt die Sonne als Feuerscheibe ins Meer, umschleiert von Purpurdunst. Zur Winterzeit versteinen die Dünen, die Rinnsale der Kliffs werden bärtig von Eis. Die Netze verharschen,

Verlorene Heimat

von Siegfried von Vegesack

Nirgends ist der Himmel so hoch und die Erde so groß,
nirgends sind die Wälder so ohne Ende.
Nirgends die Birken so weiß und so grün das Moos
uns so rot am Abend die flammenden Sonnenbrände.
Nirgends ist die Erde so tief und das Wasser so stumm:
tief im bemoosten Brunnenschacht liegt es versunken.
Knarrend hebt sich die Stange, verwittert und krumm —
aber nirgends hab ich so gutes Wasser getrunken.
Nirgends ist der Sommer so hell — und so kurz.
Schon dunkeln die Weidenstümpfe, die Stoppelfelder, die müden.
Über dem Moor, immer tiefer zum Horizont, in flügelndem Sturz
ziehen mit klagendem Geschrei die Kraniche in den Süden.

---

werden knochensteif, und über das Packeis am Strand prutscht der gefrorene Salzschlamm in klatschenden Kaskaden ans Ufer. Alles ist weiß und silbern, grün oder blau. Ist es Sommer, so erhebt sich das Tagsgestirn bereits aus dem Meer und breitet sein silbriges Fließ über den nach Ost und West davonstrebenden Strand oder es verwandelt die Buchten, Bodden und Wicke des inselreichen Westens in atmende Spiegel. Winters dagegen dauert es Stunden, bis sich die Sonne aus den feuchten Dünenmulden oder den buchenbestandenen Kliffs emporarbeitet. Fast bis zum Mittag liegt dann der Strand in perlgrauem Schatten.

Fischreiche Winde kommen aus Süden, doch sie sind ohne Heimatrecht an unserer Küste. Kaum halten sie einen Tag durch, weil schon um Mittag aus schneeweißen Wolkenstürmen im Binnenlande schieferblaue Bänke herauswachsen, in denen das Gewitter brütet. Nur aus Südost haben sie oft gute Art, wehen oft über eine Woche lang, ohne die See anzutasten. Morgens, an solchen Tagen, ist die See voll kühler Unberührtheit und von unwahrscheinlicher Glätte. Quallen segeln dann als rosige Gallertblumen zum Strand, und der Fisch kommt unter Land. Tags taumeln ein paar Böen im Windschatten der Küste längs

des Strandes, doch abends lagert wieder die Friedsamkeit eines Weihers über dem unbegrenzten Wasser.

Dann hören wir weit ins Binnenland hinein das fleißige Tuckern der weißen Kutter, die auf den Bänken im Bornholmer Becken den feuchten Meerbewohnern mit ihren Garnen nachstellen. Da bringen sie den silberspritzigen Breitling von Hela und rosigfleischigen Lachs, den panthergefleckten Dorsch und die steingraue Flunder. An dem einsamen Strandwanderer ziehen die lederbraunen Segel und plumpen Fahrzeuge vorüber, wenn sie unter Land fischen. Höher laufen die Frachter, schwarz und qualmend, oder die schon fast überlebten Gestalten schwerfälliger Schoner. Auch weiße Ostpreußendampfer halten ihren küstennahen Kurs denen die Leuchtfeuer von Arkona bis Rixhöft den Weg weisen. In den Strandseen und Achterwassern schieben sich lautlos die Kähne der Fischer durch Schilf und Binsen, oder die leuchtenden Triangel wendiger Jachten streben aus den Flußmündungen dem offenen Meere zu.

An dieser Küste wurzelte ein sehr bodenständiger Menschenschlag. Plattdeutsche vom Darß bis nach Hela. Viel niedersächsisches Blut wanderte die Küste entlang und brachte sogar seine Hausform mit, bis über Kolberg hinaus. Die wasseranwohnenden Wenden wichen vor dieser Zuwanderung nicht und verschmolzen zu einem Volkstum, das die Beharrlichkeit sächsischen Bauernvolkes mit der gemütstiefen Geruhsamkeit und stillen Bescheidenheit östlichen Volkstums paarte. Wetterfest und rauh, zuversichtlich und ausharrend selbstsicher und schlicht, zuverlässig, tapfer und treu; gewachsen so Geschlecht aus Geschlecht, fischend, seefahrend, ackernd, ein echtes Küstenvolk. Von Saßnitz bis Stepenitz, von Mönchgut bis Jamund, vom Strelasund bis zum Rixhöfter Kliff kennen wir sie, waren zu Gast unter ihren Strohdächern, atmeten den Teergeruch ihrer Netze und Schiffsplanken, wir zogen ihnen die Boote auf den Strand und saßen schweigend am abenddunklen Strom unter wehenden Netzen.

Aus „Wir Pommern", München 1951.

Ein Sommertag im Samland

Von Zoe Droysen

Gäb es irgendwo leuchtendere Sommertage als die im Samland? Ich glaube es kaum: Wenn die Wolken weiß und glänzend sich fern am Horizont über der See türmten und sich alsdann gelassen durch einen Äther von strahlendem Blau schoben, wenn der Strand die zarten Linien, von zurückflutenden Wellen in den Sand gezeichnet, mit Bernsteinstückchen blitzend besetzt waren, wenn im Lande die wilden Rosen und der Holunder blühten oder späterhin das Korn reifte, so war das alles ein Stück irdischer Vollkommenheit.

Von solch einem, nun schon sehr fernen Sommertag möchte ich hier erzählen. Und ich kann versichern, daß sich alles genau so zugetragen hat wie ich es berichte.

Meine Königsberger Freunde schickten mir Botschaft nach Alt-Neuhäuser, wo ich meine Ferien verbrachte, ich solle das Wochenende mit ihnen in Klein-Kuhren halten. Zunächst müsse ich mit dem Bähnchen ein Stück ins Land hineinfahren und da und da aussteigen. (Den Namen des Dorfes habe ich leider vergessen). Dort befinde sich eine schöne alte Kirche der Deutschordensritter, sie zu besichtigen würde mir die Zeit vertreiben, bis ich endlich am Kilometerstein so und so auf der Landstraße das Auto erwarten solle, das meine Freunde aus Königsberg und uns zusammen wiederum an die Küste bringen würde.

Der Zug zottelte durch Äcker und Wiesen. Gemächlich guckte ich aus dem Fenster und war äußerst guter Laune. Am Endziel meiner Fahrt stand ich alsdann mitten in der „Gegend" und guckte zunächst dem entschwindenden Bähnchen nach. Doch schon kam der Stationsvorsteher herbei, offenbar erstaunt, daß jemand hier auf dem „Bahnsteig" stand. Nachdem ich ihn über den Sinn meiner Fahrt ins Grüne aufgeklärt hatte, wies er mir eifrig den abkürzenden Pfad zum Dorf und wünschte mir ein erfreuliches Wochenende. Mit Händedruck trennten wir uns.

Die Kirche lag, weithin sichtbar, auf einem kleinen Hügel. Bäume umrahmten sie. Da die Kirchentür offenstand, trat ich ein. Hier drinnen wars angenehm kühl, der Weg durch die baumlosen Wiesen war heiß gewesen. Ich schlenderte durch den schönen alten Raum und ließ mir die Geschichte der Ordensritter durch den Sinn gehen. Dann aber riefen mich noch recht frische Blüten und Blätter auf dem breiten Mittelsteig des Kirchenschiffes in die Gegenwart zurück. Anscheinend war erst vor kurzem hier eine Trauung gewesen oder eine Kindstaufe.

Als ich die Kirche verließ, war's noch viel zu früh, zum Kilometerstein zu gehen, der als Treffpunkt vereinbart worden war. Darum wanderte ich über den Kirchhof. Schließlich setzte ich mich auf eine Bank. Die Mittagshitze brümelte selbst unter den dichten Baum-

kronen und ließ mich schläfrig werden. Erst jetzt merkte ich, daß hinter mir ein Grab ausgeschaufelt wurde. Doch irgendwie gehörte das kollernde Geräusch der Erdschollen, das Klirren der Spaten in die Symphonie dieser besinnlichen Stunde und mischte dem Bienensummen, dem Vogelgezwitscher, dem Duft der späten Lindenblüte, dem Spiel der Sonnenlichter vor mir am Boden eine Nachdenklichkeit bei, die das Da-sein sehr kostbar machte.

Schließlich suchte ich das Dorfgasthaus auf. In dem stattlichen Gebäude riß ich die erstbeste Tür auf in der Meinung, nun durch den Flur in die Gaststube zu gelangen, aber ich irrte mich. Unversehens stand ich in einem kleinen Zimmer einer schweigsamen Gesellschaft gegenüber. Da saß die Braut im weißen Hochzeitskleid mit Kranz, Schleier und Blumenstrauß, neben ihr der Bräutigam im schwarzen Bratenrock. Der Zylinder war unter den Stuhl geschoben. Auch die beiden Trauzeugen waren feierlich in schwarze Anzüge eingeknöpft. Ich stellte noch zwei Brautjungfern fest, hübsch in rosa und himmelblau gekleidet. Wahrscheinlich wartete die Gesellschaft auf die Wagen, um heimzufahren zum hochzeitlichen Schmaus mit Verwandten und Freunden. Vorerst starrten sie alle mit blanken Augen zu mir hin, sie wendeten wie auf Verabredung mir die runden, roten Gesichter zu, ohne daß einer von ihnen mit einer Muskel gezuckt oder mit den Lidern geblinzelt hätte.

Nun wäre mein Glückwunsch an das junge Paar am Platze gewesen, den ich ihm ja bereits in der Kirche zugedacht hatte. Ich brachte ihn jedoch nicht zustande. Angesichts dieser festlichen, doch völlig stummen Menschen kam nur eine kümmerlich gestotterte Entschuldigung heraus.

Eiligst machte ich mich davon. Die Ernte war in vollem Gange. hochbepackte Leiterwagen rumpelten über die Stoppeln. Andere kamen, ihrer Fracht ledig, eilends auf die Äcker zurück, um neue kostbare Ladung zu holen. Die jungen Pferdelenker lachten lustig zu mir hinüber, lustig lachte ich zurück.

Dann bileb ich allein mit der Erde, dem Himmel, dem Sommer. Oder vielmehr, die Erde war da, weit, flächig, der Himmel spannte sich als flimmernde Glocke über sie in gleichfalls schier unendlicher Weite. Und der Sommer war da mit strotzender Fruchtbarkeit in jedem Gras und jedem Kraut. Von mir selbst blieb nichts übrig, was noch an Menschenwichtigkeit gemahnte. Mir war's, als schrumpfte ich zu einem winzigen Etwas zusammen, als gälte ich nicht mehr als die Käfer an den Halmen, die netzewebenden Spinnen, der Regenwurm, der sich rosig vor mir auf dem Boden kringelte, als das Räupchen, das sich ein Blatt schmecken ließ. Und ich streckte mich ins hohe grüne Gras, sah und hörte den Lerchen zu, ich horchte auf die unermüdlichen Grillen. Aber ich stimmte nicht mit Menschenlauten in das hohe Sommerlied der Kreatur, wer gab mir dazu ein Recht, es mit meiner Stimme übertönen zu wollen? Nur mit dem Herzen sang ich mit Lerchen und Grillen um die Wette.

Wagengeratter weckte mich aus meiner Verträumtheit. Auf der Landstraße, etwa hundert Schritt von meinem Feldrain entfernt, zeigten sich etliche Gefährte. Voran ein einfacher, offener Wagen. Er trug den Sarg mit dem Toten, für den auf dem Friedhof das Grab geschaufelt worden war. Ihm folgten fünf oder sechs kleine Kutschen mit hochgeschlagenem Halbverdeck. In einer jeden saßen zwei Menschen. Weil die Straße ein wenig erhöht durch die Äcker führte, hoben sich Pferde, Wagen und Insassen gleich dunklen Silhouetten vom lichten Himmel ab. Das Licht umflimmerte sie, auch um den Sarg legte es seine Klarheit.

Ich richtete mich hoch und schaute auf den Trauerzug. Die Leidtragenden hatten mich auch gesichtet. Für ein paar Minuten gaben sie ihre starre Haltung auf, lebhaft drehten sie sich dem hellgekleideten Mädchen am Feldrain entgegen: Wie kam das hier mitten in die Äcker? Was hatte es da zu suchen?

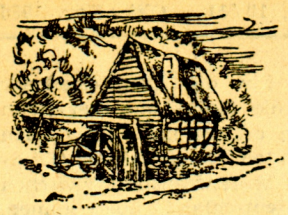
Am liebsten hätte ich ihnen zugewinkt. Doch vielleicht wäre ich falsch verstanden, wäre mein Gruß als unangebrachte Fröhlichkeit ausgelegt worden. So unterließ ich ihn.

Langsam bewegte sich der kleine Zug dem Dorfe und der Kirche entgegen. Und während dort der Tote zur letzten Ruhe geleitet wurde, schlug erneut über mir die große Stille und Einsamkeit zusammen, die so unsäglich lebensträchtig waren, eingehüllt in das Lied der Lerchen, der Grillen. Noch andächtiger als zuvor duckte ich mich hinein.

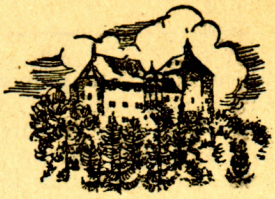
Bis meine Uhr mahnte, es sei Zeit, den Kilometerstein aufzusuchen, an dem meine Freunde mich in ihr Auto nehmen wollten. Und obgleich ich mich herzlich auf das Wiedersehen mit ihnen freute, wußte ich: Es würde mich nicht in gleicher Weise beglücken und beschenken können, wie die soeben durchlebten Stunden, in denen ich an mancherlei Menschenschicksalen flüchtigen Anteil gehabt, in denen sich mir die Herrlichkeit der samländischen Erde und ihres Sommers eindringlich offenbart hatten.

Aus dem „Ostpreußenblatt"

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Siegener Straße 22



Deine
HEIMAT



Okt./Nov. 1956 Herausgegeben vom Heimatverein des Kreises Altenkirchen Nummer 10/11

Aus der Geschichte der Westerwälder Eisenbahn

von Dr. Konrad Fuchs

Dieser Aufsatz ist der nicht wesentlich veränderte Auszug aus einer Dissertation des Verfassers.

Das Projekt einer Eisenbahnverbindung über den Westerwald gehört zu den großartigsten aus der Frühzeit des Eisenbahnbaues. Nicht nur eine Verbindung der alten Hansestadt Köln mit Frankfurt sollte hierdurch geschaffen werden, sondern dieser Bahn war eine viel größere Bedeutung zugedacht: Sie sollte Westeuropa mit Südeuropa und darüber hinaus England als dominierende Handelsmacht um die Mitte des 19. Jahrhunderts mit seinen Kolonien Ägypten und Indien verbinden. Nicht von ungefähr kam es, daß sich englische Kapitalisten wiederholt um die Verwirklichung des Projektes bemühten. Diese Bahn nämlich, die an die alte Handelsstraße von Köln über die Höhenzüge des Westerwaldes und des Taunus nach Frankfurt anschloß, stellte eine der wichtigsten Etappen für die Verbindung Ostende - Brüssel - Aachen - Köln - Frankfurt - München - Triest dar, um von hier auf dem Seeweg nach Ägypten und Indien zu führen. Dieser länder- und kontinenteverbindende Charakter der Westerwälder Eisenbahn hat den Urhebern von Anfang an vor Augen geschwebt. Was aber schließlich verwirklicht wurde, war nur ein Torso des ursprünglichen Planes.

Im Jahre 1842 tauchte der Plan einer Eisenbahnverbindung über den Westerwald zum erstenmale auf. Allerdings hatte man damals noch nicht daran gedacht, eine Verbindung zwischen den Städten Köln und Frankfurt herzustellen, sondern wollte das Westerwälder Braunkohlengebiet hierdurch erschließen. Die Bahn war vom Braunkohlenrevier des Westerwaldes bis nach Limburg geplant, von wo die Kohle auf dem Wasserwege weiterbefördert werden sollte. Vier Jahre später ließ die Wiesbadener Regierung, angeregt durch verschiedene private Planungen, ein Eisenbahnprojekt zwischen Wiesbaden und Deutz über den Westerwald durch das Siegtal von dem nassauischen Bauinspektor Lossen ausarbeiten. Im gleichen Jahre hatte sich auch schon in Köln ein Komitee gebildet, das die Verwirklichung der projektierten Bahn betrieb. Auf die Vorstellung beim Finanzministerium in Berlin um Unterstützung beim Bau der Bahn wurde ihm von hier aus am 21. Juni 1845 mitgeteilt, daß man dem Plan „wegen der Schwierigkeit des Geldmarktes" nicht nähertreten könne. Diese Mitteilungen und auch wohl die Ereignisse des Jahres 1848 werden der Grund dafür gewesen sein, daß das Projekt erst 1850 wieder aufgegriffen wurde. Als sich in diesem Jahre der Oberpräsident der Rheinprovinz in Altenkirchen aufhielt, wurde ihm der Plan einer Köln-Frankfurter Eisenbahn vorgetragen. Schon einen Monat später reichte man ihm eine Denkschrift ein, in der zum erstenmale der Verlauf der geplanten Strecke, allerdings nur zwischen Altenkirchen und Siegburg, beschrieben ist. Die Bahn wird hier „eine Fahrstraße zwischen dem Osten des unermeßlichen Asien und dem Weltmarkt England, also eine Weltbahn" genannt.

Gerade im richtigen Augenblick war die Denkschrift vorgelegt worden, denn zu Anfang des Jahres 1850 hatte auch die nassauische Regierung den Eisenbahnbau über Limburg, Siegburg nach Deutz wieder angeregt.

Im August 1851 beauftragte die preußische Regierung die Direktion der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, mit den notwendigen Vorarbeiten zum Bau einer Strecke von Deutz nach Frankfurt über den Westerwald und Taunus zu beginnen. Neben diesem Ersuchen war die Gesellschaft gleichzeitig beauftragt

BÜCHEREI Kreismuseum Altenkirchen

worden, die Richtung durch das Sieg-Heller-Dill-Tal nach Gießen zum Anschluß an die Main-Weser-Bahn zu untersuchen. Die preußische Regierung hat sich demnach nicht von vornherein vorbehaltlos für die Linie Deutz-Wiesbaden-Frankfurt über den Westerwald eingesetzt. Die Gründe hierfür sind wohl politischer Art: Während die projektierte Deutz-Wiesbadener Linie nur zu einem geringen Teil - zwischen Deutz und der nassauischen Landesgrenze bei Altenkirchen - auf preußischem Staatsgebiet verlief, würde die Deutz-Gießener Bahn zum allergrößten Teil innerhalb der preußischen Landesgrenzen zu liegen kommen. Bei der Bedeutung, die dieser Ost-West-Verbindung in wirtschaftlicher und militärischer Hinsicht zukam, kann man die Haltung Berlins schon verstehen. Dagegen zeigt sich aber auch, wie verhängnisvoll sich die deutsche Kleinstaaterei in allen Bereichen auswirkte.

Der preußische Staat entschied sich schließlich zugunsten des Deutz-Gießener Bahnbaues. Trotzdem hielt die Bevölkerung des Westerwaldes und im Taunus an dem ursprünglichen Plan fest, denn oft hatte es sich schon gezeigt, daß das Verharren bei Bahnprojekten doch am Ende von Erfolg gekrönt war. Auch interessierte Finanzkreise hatten den Plan noch nicht aufgegeben. So bat im Jahre 1859 eine englische Gesellschaft die nassauische Regierung um Konzessionierung der Eisenbahn von Wiesbaden bzw. Frankfurt nach Limburg. Da Nassau hierauf nicht antwortete, zog sie das Gesuch zurück.

Im Jahre 1862, als die Deutz-Gießener Bahn schon eröffnet war, wandte sich ein in Altenkirchen bestehendes Eisenbahnkomitee an den Koblenzer Oberpräsidenten mit der Bitte, die projektierte Eisenbahn über den Westerwald nach Limburg zu konzessionieren. Der Oberpräsident legte das Gesuch dem Handelsminister in Berlin vor, der am 23. April 1862 antwortete, er werde die Ausführung unterstützen, sobald sich ein Unternehmer finde, der bereit sei, ohne Unterstützung des Staates das Projekt zu realisieren. Auch die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, der die Deutz-Gießener Bahn gehörte, hatte keinen Grund gesehen, der Ausführung des Planes und der Einmündung der Bahn in die Köln-Gießener Strecke bei Au an der Sieg „hindernd entgegenzutreten".

Diese ermutigenden Nachrichten werden wohl sehr dazu beigetragen haben, daß sich noch im gleichen Jahre aus den Lokalkomitees auf dem Taunus u. Westerwald ein Zentralkomitee für den Bau der Main-Lahn-Sieg-Bahn bildete, das sofort die Zeichnung und Erhebung der Aktien und die Vorarbeiten zur Ausführung des Projektes in die Hand nahm.

Eine Konkurrenz für die Deutz-Gießener Eisenbahn konnte die Main-Lahn-Sieg-Bahn nicht werden, denn erstere hatte inzwischen die Aufgabe der alten Handelsstraße Köln-Leipzig, d. h. den Warentransport zwischen West- und Mitteldeutschland, übernommen. Demgegenüber würde die Main-Lahn-Sieg-Bahn die Nachfolgerin der alten Köln-Frankfurter Handelsstraße, also die Verkehrsvermittlerin zwischen West- und Süddeutschland werden.

Sehr bedeutend mußte sich der Transport von Rohproduktion für die Main-Lahn-Sieg-Bahn gestalten, da durch sie eines der reichhaltigsten Erz- und Braunkohlenreviere Deutschlands erschlossen wurde. Weder die linksrheinische noch die Deutz-Gießener Bahn waren in der Lage, den Westerwald und Taunus ausreichend mit Kohle zu versorgen oder seine Erze an die Ruhr zu befördern, da beide Bahnen zu weit vom Zentrum der Erzlager entfernt verliefen. Schon vor der Station Au an der Sieg an durchzog und berührte die projektierte Linie bedeutende Braun- und Spateisenlager. Die Eisenproduktion des Kreises Altenkirchen, die damals alle Kreise der preußischen Monarchie überragte, setzte sich durch die nassauischen Ämter fort und steigerte sich im Amt Limburg und in einigen Kreisen des Lahngebietes zu seiner größten Mächtigkeit. Die Mitglieder des Zentralkomitees der Main-Lahn-Sieg-Bahn rechneten damit, daß sich durch den geplanten Bahnbau ein reger Verkehr zwischen dem Ruhrgebiet, aus dem die Kohle in das Lahn-Erzgebiet gebracht werden sollte, und dem Zentrum der Eisensteingewinnung im Lahngebiet entwickeln werde. Auch glaubte man, daß sich nach Eröffnung der Linie bald eisenverarbeitende Industrien auf dem Westerwald und Taunus ansiedeln würden, da das Proplem der Kohlenzufuhr ja dann gelöst sei. Auch im Taunus berührte die Bahn noch eine Reihe von Erzgruben. Die Mineralien in dem von der Main-Lahn-Sieg-Bahn erschlossenen Gebiet beschränkten sich aber nicht nur auf das Eisenerz. Mindestens ebenso mächtig waren hier die Tonvorkommen. Gleich an der preußisch-nassauischen Grenze, eine Viertelmeile von dem Bahnprojekt entfernt, befand sich ein Lager von 70 000 Quadratklafter Ausdehnung. Außerdem gab es viele Tongruben in den nassauischen Ämtern. Von erheblicher Bedeutung für die zu erwartenden Transporte der Main-Lahn-Sieg-Bahn mußten auch die von ihr berührten und sehr bedeutenden Braunkohlenlager des Herzogtums Nassau werden. Auch die Braunkohlenformation auf dem Westerwald erstreckte sich über eine Fläche von 5 - 6 Quadratmeilen und enthielt nach einer im Jahre 1852

vorgenommenen Berechnung etwa 4 500 Mill. Zentner Kohle, die noch zum Abbau gelangen konnten. Ihr Kapitalwert betrug 215 Mill. Taler. Aber damit erschöpften sich die Bodenschätze in dem von dem Eisenbahnprojekt erschlossenen Gebiet noch nicht. Die Wölferlinger Trachitsteinbrüche, die Marmorbrüche an der Lahn, eine Menge von Säulen-, Platten- und Kugelbasaltbrüchen, Ziegeleien, 430 Mühlen, 34 Dachschieferbrüche, 34 Ziegelhütten, Eisen- und Kupferhütten sowie verschiedene Kupfer-, Erz- und Nickelgruben rechtfertigten den Bau der Bahn.

Damals tauchte auch schon zum erstenmale der Plan auf, die Bergisch-Märkische Bahn, die von Düsseldorf über Elberfeld nach Dortmund führte, wo sie in die Köln-Mindener Eisenbahn einmündete, über Olpe nach Au-Sieg fortzuführen, um hierdurch das Ruhrgebiet auf dem kürzesten Weg mit Süddeutschland zu verbinden. Würde dieser Plan verwirklicht, so mußte die Main-Lahn-Sieg-Bahn ihre übrigen Konkurrenten an Bedeutung bei weitem übertreffen.

Es war zu erwarten, daß die Taunus-, die Bergisch-Märkische und auch die Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft sich für den Bau des Bahnprojektes über den Westerwald einsetzen würden, das sie indirekt von dem Verkehr profitierten. Die Taunusbahn war nämlich die Fortsetzung der Main-Lahn-Sieg-Bahn, während es in Au die Deutz-Gießener Bahn, eine Linie der Köln-Mindener Eisenbahngesellschaft, war, die wiederum in Dortmund in die Bergisch-Märkische Bahn einmündete. Dadurch bestand schon vor dem direkten Anschluß der Bergisch-Märkischen Bahn an die Main-Lahn-Sieg-Bahn eine indirekte Verbindung zwischen den beiden Linien.

Es gab im Westen Deutschlands wohl kaum ein Eisenbahnprojekt mit günstigeren Voraussetzungen als das vom Zentralkomitee für die Main-Lahn-Sieg-Bahn betriebene, das wohl daher allen Anspruch auf Verwirklichung besaß.

Nachdem der Situationsplan und Kostenanschlag für das Projekt angefertigt war, bat Heinrich Zippelius aus Wiesbaden, der sich besonders um den Plan bemüht und durch Vermittlung des nassauischen Generalkonsuls in Amsterdam holländische Kaufleute dafür interessiert hatte, im Januar 1863 die nassauische Regierung um die Konzessionierung der Strecke. Die Bankhäuser, die sich bereit erklärt hatten, den Bau der Bahn auszuführen, verlangten nur eine 3½ %ige Zinsgarantie des Staates, wogegen sie sich verpflichteten, jede beliebige Kaution zu stellen. So konnte nun endlich der Plan verwirklicht werden, um das man sich schon seit fast 20 Jahren bemüht hatte.

Aber die Dinge gestalteten sich völlig anders als zu erwarten stand, denn weder Preußen noch Nassau erteilten jetzt die Genehmigung. Der preußische Handelsminister antwortete am 6. Februar 1866 auf den Konzessionsantrag, eine Genehmigung könne nicht erteilt werden, da zu den Hauptbedingungen der Nachweis des nötigen Baukapitals gehöre, der jedoch durch die beigebrachte Vollmacht einiger hier nicht bekannter französischer Namen und Firmen keineswegs erbracht sei. Außerdem verlangte er eine Kaution von 15 000 Talern.

Noch ehe die schwebenden Fragen gelöst werden konnten, brach der Österreichisch-Preußische Krieg aus, der für das Herzogtum Nassau das Ende seiner Souveränität bedeutete.

Der Krieg im Jahre 1866 sah das Großherzogtum Hessen und das Herzogtum Nassau auf österreichischer Seite. Die Auseinandersetzung, die mit einer Niederlage der habsburgischen Monarchie endete, bedeutete für das Großherzogtum den Verlust von Grenzgebieten und legte ihm die Verpflichtung auf, drei Mill. Gulden an Preußen zu zahlen. Das Herzogtum bezahlte dagegen seine Teilnahme am Krieg als Verbündeter Österreichs mit Verlust seiner Selbständigkeit: Am 20. September 1866 wurde es von Preußen annektiert.

Die nassauischen Eisenbahnen, die schon 1858 verstaatlicht worden waren, gingen jetzt in den Besitz Preußens über. Am 26. Dezember 1866 verfügte der König, daß sie dem Ressort des Ministeriums für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten unmittelbar zugewiesen werden sollten. Die Direktion der nassauischen Staatsbahn hatte künftig den Namen „Kgl. Eisenbahndirektion in Wiesbaden" zu führen.

Die politischen Differenzen zwischen Preußen und dem ehemaligen Herzogtum Nassau, die bisher das Haupthindernis für den Bau der Deutz-Wiesbadener Bahn über den Westerwald gebildet und vor allem im Jahre 1852 seine Verwirklichung verhindert hatten, hatte der Krieg von 1866 beseitigt. Es war nunmehr zu hoffen, das das Projekt bald verwirklicht werde. Schon im Oktober 1866 reiste eine Deputation des Gemeinderates von Wiesbaden nach Berlin, um dort für den Bahnbau zu wirken. Die preußische Regierung erklärte den Wiesbadener Vertretern, daß ihr an einer Eisenbahnverbindung des rheinisch-westfälischen Kohlenreviers mit dem Mittelrhein über den Westerwald und Taunus viel gelegen sei, und versprach, die Konzession zu erteilen, falls sich Privatun-

ternehmer mit genügend Mittel oder Aktiengesellschaften zum Bau der Strecke bereit fänden. Einer Abordnung des Diezer Gemeinderates und des Aareisenbahnkomitees, das sich für den Bau der Bahn von Diez durch das Aartal nach Wiesbaden einsetzte, wurde ebenfalls die Zusicherung gegeben, daß dem Projekt einer Eisenbahn durch das Aartal die Unterstützung durch die Kgl. Regierung sicher sei. Dem im Jahr 1867 zusammengerufenen Landtag wurde bereits ein Gesetz über den für Rechnung des Staates aufzuführenden Bahnbau von Hahnstätten bzw. Zollhaus nach Diez und von Limburg nach Staffel bzw. nach Hadamar vorgelegt. Am 17. Februar 1868 wurde die von beiden Häusern des Landtages genehmigte Vorlage als Gesetz verkündet.

Mit dem beabsichtigten Bau der Strecke Hahnstätten-Diez war der erste Schritt zur Verwirklichung des Aartal-Projektes getan. In der Konzessionierung der Strecke Limburg-Hadamar glaubten interessierte Kreise den Beginn des Eisenbahnbaues von Wiesbaden über den Westerwald nach Deutz sehen zu dürfen. 1868 bildete sich ein neues Komitee, das den Bau einer Eisenbahn von Mainz über Wiesbaden durch das Aartal und über den Westerwald zum Anschluß an die Deutz-Gießener Bahn als seine Aufgabe bezeichnete. Zunächst hatte man an Betzdorf-Sieg als den geeigneten Anschluß gedacht, entschloß sich jedoch bald, Wissen an der Sieg als Anschlußstation zu wählen. Inzwischen war nämlich dem preußischen Landtag ein Gesetzentwurf vorgelegt worden, wonach die Kgl. Regierung die Ermächtigung beantragte, durch die Bergisch-Märkische Eisenbahngesellschaft eine Eisenbahn von Finnentrop im Biggetal aufwärts über Olpe nach Rote Mühle ausführen zu lassen. Bei der unbedeutenden Entfernung von Rote Mühle nach Wissen erwartete man in Wissen, daß die Bahn bis zu dieser Station der Deutz-Gießener Strecke bald verlängert werden dürfte. Mit Wissen als Endpunkt der projektierten Westerwälder Eisenbahn war ein direkter Anschluß sowohl nach Köln (Deutz-Gießen) als auch nach dem Ruhrgebiet (Bergisch-Märkische Bahn) gegeben. Als die Regierungsvorlage zum Beschluß erhoben wurde, vereinigten sich die Eisenbahnkomitees von Mainz, Wiesbaden, Bad Schwalbach und Diez mit den Eisenbahnkomitees von Hachenburg, Wissen und Morsbach, die sich zur Förderung des Projektes der Eisenbahnlinie Wissen-Rote Mühle gebildet hatten.

Die Aussicht auf Verwirklichung des nun schon fast legendären Projektes war wieder einmal günstig. Daher erklärte sich die Hessische Ludwigseisenbahngesellschaft bereit, die Bahnstrecke von Mainz aus in direkter Verbindung nach Wiesbaden auszuführen und die Vorarbeiten für den Bahnbau durch das Aartal und über den Westerwald nach Wissen aufzunehmen. Auf dieses Anerbieten erteilte die Wiesbadener Bezirksregierung der Gesellschaft die Konzession zur Aufnahme der Vorarbeiten.

Als die preußische Regierung in Berlin hiervon erfuhr, setzte sie die erteilte Konzession wieder außer Kraft. Es liegt die Vermutung nahe, daß der wohl immer stärker hervortretende Staatsbahngedanke Anlaß zu diesem Schritt gab. Das Komitee für den Mainz - Wiesbaden - Wissener Eisenbahnbau beschloß hierauf, eine Abordnung nach Berlin zu schicken, um beim Handelsminister die Erlaubnis zur Aufnahme der Vorarbeiten auf der ganzen Strecke für die Hessische Ludwigsbahn zu erwirken. Falls der Handelsminister den Bau der Bahn einer anderen Gesellschaft zu überlassen beabsichtige oder auf Staatskosten auszuführen gedenke, wollte sich das Komitee natürlich mit einer solchen Anordnung einverstanden erklären. Jedenfalls lagen die Verhältnisse im Jahre 1869 günstiger als je zuvor: es gab weder terrotoriale Differenzen noch irgendwelche finanzielle Schwierigkeiten. Die Bahn verlief nunmehr ausschließlich auf preußischem Gebiet, während gerade das terrotoriale Moment die Ausführung des Planes im Jahre 1852 zum Scheitern gebracht hatte. Mit der Hessischen Ludwigseisenbahngesellschaft stand ein solides Unternehmen hinter dem Projekt, so daß man in finanzieller Hinsicht ebenfalls keine Bedenken zu haben brauchte.

Da aber ergab sich eine neue Schwierigkeit, die niemand in Rechnung gestellt hatte: Am 19. Juli 1870 überreichte der französische Geschäftsträger in Berlin die Kriegserklärung der französischen Regierung, was den Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges bedeutete. Natürlich konnte unter solchen Umständen der Plan des Bahnbaues nicht weitergetrieben werden, und die ganze Angelegenheit ruhte für die Dauer des Krieges.

Unmittelbar nach dem Frankfurter Frieden setzten die Bemühungen um die Verwirklichung des Bahnprojektes über den Westerwald wieder ein, diesmal sogar mit größerer Intensität als bisher, denn der wirtschaftliche Aufschwung, der nach 1870 begann, blieb nicht ohne Einfluß auf die geplante Bahnlinie. Damals war noch nicht vorauszusehen, daß es sich bei dem wirtschaftlichen Aufschwung um eine Scheinblüte handelte, hervorgerufen durch die französischen Reparationszahlungen. Hatte bisher das Komitee in Fragen, die die Konzessionsbeschaffung betrafen, im Vordergrund gestanden, so er-

Reesemißgeschegg

Nedd jedä well un nedd jedä kann
noch reesen medd de Eisenbahn,
dem Eenen es dedd Geld ze schaar,
und bäij dem Annän es edd raar,
doch hädd mä irjendwo Väwande,
en Vettä, en Onkel orrä en Dande,
dann nötzt kein Gnoujsän un kein Schbaarn,
dann muß gelägendlich mä faarn.

Na good, - dedd Lebbes Drees fuhr och,
einmol em Johr gerööred noch,
edd woll no Braaschbisch farn, von Kierchen,
daad es joo nur en ganz kleen Düürchen.
Schwinn schdeeg edd enn, un noch en Maan,
dää setzte sich glejch näwenaan, -
doch koum woorn se en Schdögg gefaarn,
do fong da Zug ze bimmeln aan.

Nu bimmeld nuur dä Zug noch Wähwisch,
un Lebbes Drees woll doch no Braaschbich,
edd luggde mool zom Fisdä raus
un sooch direggd aam ieschden Haus,
dadd dää Zug no Wähwich fuhr,
dann daaschde edd: „Wadd määschsde nur?
Alleen käsde dich doch nedd blamier'n,
wenn sich doch bloos noch mier väfüüjn."

Wi edd dann werää sich besonn,
un dann von oewen aan bis onn
nur ömmä luggde noh dem Maan,
doo wuur dämm angsd - hä dää nix saan, -
wie hää awwä off woll schdoon -
- un en dedd Nääwenabdeil goon -
doo saa dedd Drees -: packd en am Aarm -
„Sahd - Maan - hadd Ihr üch och väfahrn?!"

von Otto Kasch

griff jetzt der Verwaltungsrat der Hessischen Ludwigsbahn selbst die Initiative und bemühte sich um die Konzessionserteilung, die er im Jahre 1872 für die Strecke Frankfurt-Limburg erhielt.

Kaum war dieser erste Schritt getan, als die Hessische Ludwigsbahn auch schon die Konzession für die Strecke Limburg-Hachenburg-Wissen beantragte. Bereits am 4. Dezember 1873 entsprach die preußische Regierung diesem Gesuch. Sie verlangte den Bau einer Eisenbahn zwischen Eschhofen, Hadamar, Hachenburg, Troisdorf und eine Abzweigung von Hachenburg nach Wissen-Sieg. Die Hessische Ludwigsbahn begann auch hier sofort mit den Vorarbeiten, und zwar auf der ganzen Linie zwischen Eschhofen und Troisdorf. Beim Bau der Frankfurt-Limburger Strecke aber, deren Ausführung ja schon 1872 begonnen hatte, gab es jetzt unerwartete Verzögerungen. Der Grund hierfür lag darin, daß die Verhandlungen über Anschlüsse und Anlage gemeinsam zu benutzender Bahnhöfe mit der Taunusbahn und der ehemaligen nassauischen Rheintalbahn bisher noch zu keinem Ergebnis geführt hatten.

Während also der Abschnitt Frankfurt-Limburg seiner Vollendung entgegenging, befand sich der zweite Abschnitt von Limburg nach Troisdorf einerseits und nach Wissen andererseits immer noch im Stadium der Vorarbeiten. Die Ursache für dieses langsame Vorgehen lag vor allem darin, daß die Bedingungen, unter denen die Gesellschaft die Konzession für die Bahn übernommen hatte, bisher noch nicht erfüllt waren. Bei dem Plan für die Herstellung eines Schienenweges zwischen Süddeutschland und dem Kohlenrevier war man nämlich von der Voraussetzung ausgegangen, daß an seinen nordwestlichen und nördlichen Ausläufern, d. h. in Troisdorf und Wissen. entsprechende Anschlüsse an die rheinisch-westfälischen Bahnen, insbesondere ans große Netz der Bergisch-Märkischen Eisenbahngesellschaft geschaffen würden. Auf die Garantierung dieser Anschlüsse hatte die Hessische Ludwigsbahn größten Wert gelegt. Die Gesellschaft war nämlich der Ansicht, daß die Verkehrsentwicklung auf der neuen Strecke über den Westerwald wesentlich hiervon abhängen würde. Daher war die Mainzer Eisenbahngesellschaft entschlossen. den Bau des zweiten Abschnittes der Main-Sieg-Verbindung erst dann zu beginnen, wenn die Ausführung der beabsichtigten Anschlußlinien nicht mehr in Frage gestellt seien. Durch diese Anschlüsse wurde ja erst der Gütertransport aus dem Ruhrgebiet gesichert, der nach Ansicht der Direktion der Hessischen Ludwigsbahn den neuen Schienenweg rentabel machte. Als aber die Bergisch-Märkische Bahn keine Anstalten traf, die erforderlichen Anschlüsse herzustellen, wandte sich die Ludwigsbahngesellschaft an das preußische Handelsministerium und bat um „abwartende Behandlung" der ganzen Konzessionsangelegenheit. Doch in Berlin dachte man nicht daran, diesem Wunsche zu entsprechen. Wohl aber konnte am 15. Oktober 1877 die Hauptstrecke Frankfurt-Limburg bzw. Eschhofen und am 1. Juli 1879 die Nebenstrecke Wies-

baden-Niedernhausen dem Verkehr übergeben werden. Allerdings war die dreijährige Bauzeit, die die preußische Regierung gefordert hatte, um das Doppelte überschritten.

Wie aber stand es um die Westerwälder Eisenbahn, die ja auch schon seit 1873 konzessioniert war?

Nach Ablehnung des ersten Gesuches war auch ein zweites der Hessischen Ludwigsbahn, mit dem Bau der Linie zwischen Lahn und Sieg erst dann zu beginnen, wenn sie rentabel sei, d. h. wenn der Anschluß an die Ruhr gesichert sei, durch den preußischen Staat abgelehnt worden. Daraufhin bat die Gesellschaft in Berlin, die Konzession für verfallen zu erklären oder wenigstens den Bau des zweiten Abschnittes der Bahn auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Die Gründe hiefür legte der Verwaltungsrat der Gesellschaft am 10. Okt. 1878 dar. Danach hatte die Gesellschaft im Jahre 1873 um die Konzession einer Schienenverbindung von Frankfurt nach der Sieg über den Westerwald deshalb nachgesucht, weil sie einen großartigen Aufschwung nach dem Kriege erwartet hatte. Der Verkehr zwischen Süddeutschland und dem Ruhrgebiet schien sich damals in einem Umfange zu entwickeln, der die Herstellung einer neuen Schienenverbindung für diese Verkehrsrichtung als ein lohnendes Unternehmen erscheinen ließ. Die Hessische Ludwigsbahn wollte die Strecke Hadamar-Westerburg-Wissen bauen, die Bergisch-Märkische Eisenbahn die Linie von Finnentrop über Rote Mühle nach Wissen, sowie die Bahn von Haan nach Deutz bei Troisdorf - so heißt es in der Erklärung der Ludwigsbahngesellschaft.

Inzwischen aber hatte sich der Verkehr so sehr vermindert, daß die bestehenden Linien ihn vollauf bewältigen konnten. Doch da die Gesellschaft durch ihre Verträge mit der Regierung zum Bahnbau verpflichtet war, gab es für sie jetzt kein Zurück mehr. Man sah dies in Mainz auch ein und versuchte, mit der Regierung einen Kompromiß zu schließen, um sich so gut wie möglich aus der Affäre zu ziehen.

Am 1. Mai 1879 teilte das Handelsministerium der Bahngesellschaft mit, daß es auf den Bau der Bahn bestehen müsse. In Berlin übte man jetzt einen scharfen Druck auf die Gesellschaft aus. Diese unterbreitete der Regierung einen Vorschlag, die Bahn auf Staatskosten herzustellen. Sollte Berlin darauf eingehen, so wollte der Verwaltungsrat die Generalversammlung der Aktionäre ersuchen, zu den Baukosten einen Zuschuß von 800 000 Mark zu gewähren. Der Handelsminister nahm den Vorschlag nicht an und ersuchte die Gesellschaft um eine Erklärung, ob sie zur Zahlung einer Abfindungssumme von 1 Mill. Mark bereit sei. Nach längeren Verhandlungen einigte man sich auf eine Summe von 800 000 Mark.

Nun trat der Staat als Unternehmer des Westerwälder Eisenbahnbaues auf. Im Jahre 1881 wurden die Vorarbeiten für den Bau der neuen eingleisigen Strecke vorgenommen. Auch hierbei hatte man zunächst noch an eine Verbindung des Ruhrgebietes mit dem Eisenerzrevier an der Lahn gedacht. Der Endpunkt der Linie sollte in Hennef an der Sieg liegen. Von Altenkirchen war eine Abzweigung nach Wissen in Aussicht genommen. Doch kam die Bahn in diesem zunächst geplanten Verlauf nicht zustande. Nähere Untersuchungen hatten ergeben, daß der günstigste Anschlußpunkt an die Deutz-Gießener Bahn Au an der Sieg sei. Auf den geplanten Anschluß nach Hennef wie auch nach Wissen wurde verzichtet.

Am 1. April 1885 konnte die Teilstrecke Altenkirchen-Hachenburg, am 1. Oktober 1886 die Teilstrecke Hachenburg-Hadamar und am 1. Mai 1887 die Teilstrecke Altenkirchen-Au dem Verkehr übergeben werden. Damit war die Oberwesterwaldbahn in ihrer ganzen Ausdehnung eröffnet. Gleichzeitig war ein Bahnbau beendet worden, der wohl für sich den Ruhm in Anspruch nehmen kann, die längste Entstehungsgeschichte aller deutscher Bahnlinien zu haben. Das Jahr 1887 war das 42. Jahr, seitdem das Projekt zum ersten Male aufgetaucht war, um dann auf Jahrzehnte hinaus die Gemüter zu beschäftigen.

Der eingleisige Bau der Westerwälder Eisenbahn befriedigte die Verfechter des großen Projektes jedoch keineswegs. 27 Jahre nach der Eröffnung der letzten Teilstrecke der eingleisigen Oberwesterwaldbahn - im Jahre 1914 - wurde beim Oberpräsidenten der Provinz Hessen-Nassau ein Gesuch eingereicht, dem Ausbau der eingleisigen zu einer zweigleisigen Anlage nunmehr energisch näherzutreten, um dadurch den Westerwald wirtschaftlich besser zu erschließen. Wie bereits in den zahlreichen Eingaben in den früheren Jahren wies man auch jetzt auf die noch unerschlossenen Mineralienschätze des Westerwaldes hin. Wie bereits in den Jahren 1866 und 1870 scheint auch diesmal der Kriegsausbruch die weitere Verfolgung der zweigleisigen Bahnanlage, wobei man höheren Ortes immer noch in erster Linie an die kürzere Verbindung des Ruhrgebietes mit Süddeutschland dachte, verhindert zu haben.

Nach 1918 ist der Plan einer Verbindung des Industriegebietes an der Ruhr mit Süddeutschland durch eine Hauptbahn über den Westerwald wiederum aufgegriffen worden und hat noch bis zum Jahre 1925 zur Debatte gestanden.

Einweihung der Bahn Altenkirchen–Linz

Aus dem „Altenkirchener Kreisblatt" vom 4. Oktober 1912

In feierlicher Weise und unter zahlreicher Beteiligung der zuständigen Behörden sowie der Einwohnerschaft der beiden Kreise Linz und Altenkirchen fand am Montag die Betriebseröffnung der neuen Bahn Linz-Altenkirchen statt. Die Feier gestaltete sich zu einem würdigen Festakte, der die Hoffnungen, die die Bevölkerung des ganzen Westerwaldes, insonderheit die Bewohner der von der Bahn berührten Orte auf diesen neuen Verkehrsweg setzen, lebhaft wiederspiegelte.

Die Bahn ist das Ergebnis jahrzehntelanger Bestrebungen und Bemühungen, ein fruchtbares, an Erz und Stein reiches Land aus seiner weltentrückten Einsamkeit heraus dem allgemeinen Verkehre anzuschließen und zu neuem wirtschaftlichen Leben zu erwekken. Sie will dem fleißigen Landmanne im Wiedbachtale einen besseren und leichteren Absatz seiner Produkte verschaffen. Einigen bestehenden Eisenerzgruben wird sie die lang ersehnte bessere An- und Abfuhrgelegenheit bringen und für Neuanlagen von Steinbruch- und Grubenbetrieben sowie für die Entstehung neuer Industrien die wirtschaftliche Grundlage schaffen.

Den arbeitsfreudigen Söhnen und Töchtern des Westerwaldes, die bisher gezwungen waren, sich fern von der heimatlichen Scholle Arbeit und Lebensunterhalt zu suchen, bietet sich damit Gelegenheit, in der eigenen Heimat sich eine Existenz zu gründen. Und nicht zuletzt hofft man, daß sie dem Westerwald einen neuen Touristenstrom zuführen wird, der ebenfalls zur Hebung des Wohlstandes beisteuern wird.

Der erste, welcher die Notwendigkeit einer Bahn für die wirtschaftliche Entwicklung seiner engeren Heimat voraussah und in uneigennütziger Weise sein ganzes Streben der Verwirklichung dieses Gedankens widmete, war der Gastwirt Nell in Oberlahr, der mit weitschauendem Blick die interessierten Kreise für das Projekt zu gewinnen suchte. Lange Zeit blieben seine Bemühungen erfolglos, bis er im Jahre 1897 mit dem Verein zur Wahrung städtischer und gewerblicher Interessen in Linz unter seinem damaligen Vorsitzenden Jakob Blumenthal in Verbindung trat, der ebenfalls schon die Notwendigkeit einer neuen Verbindung des Rheins von Linz aus mit seinem Hinterlande - damals war Asbach als Endpunkt gedacht - eingesehen hatte. In systematischem Vorgehen wußte der Verein die städtische Vertretung, die in Frage kommenden Abgeordneten und insbesondere den derzeitigen Landrat von Neuwied, Geheimrat von Runkel, für ein derartiges Projekt zu gewinnen. Die wiederholten persönlichen Vorstellungen des Herrn Geheimrats von Runkel und der Vertreter der Stadt Linz, Bürgermeister Lerner und Beigeordneter Hillebrand, im Eisenbahnministerium, sowie die Bemühungen der Abgeordneten im Reichs- und Landtage hatten den Erfolg, daß die Vorarbeiten für das Projekt angeordnet wurden. Im Jahre 1905 wurde sodann im Abgeordnetenhause der Bau einer Nebenbahnlinie Linz-Seifen gesetzlich genehmigt. Auf ein späteres Gesuch der Gemeinde Flammersfeld wurde indes von der Einführung der neuen Bahnlinie in den Bahnhof Seifen abgesehen und die neue Strecke in der Nähe von Flammersfeld zwischen den Stationen Seifen und Neitersen an die Bahn Altenkirchen-Siershahn angeschlossen. Für den Bau der Bahn wurde eine Bausumme von 6 700 000 Mark bewilligt. Umfangreiche Erdrutschungen bei Kasbach und Vettelschoß ließen die Baukosten jedoch um 825 000 Mark übersteigen. In diese Bausumme ist der Preis für Grund und Boden noch nicht eingerechnet, welchen das Gesetz den beteiligten Gemeinden auferlegt hatte. Nach den dem Gesetz zum Bahnbau zu Grunde liegenden Unterlagen ist das zum Bau erforderliche Grundareal abgeschätzt auf rund 10 500 Ar mit einem Kostenaufwand von rund 845 000 Mark. Davon entfallen auf den Kreis Altenkirchen 2 500 Ar mit 182 000 Mark Grunderwerbskosten; auf den Kreis Neuwied 8 000 Ar mit 663 000 Mark Grunderwerbskosten. Nachdem die diesbezüglichen Verträge abgeschlossen waren, und die genaue Festlegung der Linie und die Ausarbeitung der Pläne beendigt war, wurde die Ausführung des Bahnbaues der Eisenbahndirektion Köln überwiesen, die Herrn Geheimrat Gallo mit der Leitung des Baues beauftragte. Am 1. Mai 1909 wurde der erste Spatenstich getan. Die technische Leitung lag in den Händen der Herren Bauinspektor Jochem für den Kreis Neuwied, und des Regierungsbaumeisters Leinemann für den Kreis Altenkirchen. Ersterer erhielt im vergangenen Jahre seine Versetzung nach Eisenach, so daß die Fertigstellung durch letzteren erfolgte.

Die neue Bahn ist in mancher Beziehung interessant. Sie führt durch Landstriche, die bisher nur selten vom Fuße eines Touristen

betreten wurden, die aber dem Liebhaber der Natur Bilder von großer, landschaftlicher Schönheit und bunter Abwechslung und Mannigfaltigkeit bieten. Daneben bietet die Bahn in ihrer technischen Anlage viel Interessantes. Mächtige Dämme, tiefe Felseinschnitte, hohe Betonbrücken und die Überwindung großer Höhenunterschiede charakterisieren die Bahn.

Die Bahn ist im ganzen etwa 34 Kilometer lang. Die größten Höhenunterschiede bewältigt sie an vier Stellen durch Zahnradbetrieb von zusammen neun Kilometer Länge. Die erste und längste führt aus dem Rheintale mit Steigungen von 1 : 18 auf die Höhe über Casbach, die zweite, aus dem oberen Casbachtale über die Asbacher Landstraße mit Steigungen von 1 : 18 und 1 : 24, aus dem Elsafftale nach Vettelschoß steigt die Strecke wieder mit 1 : 18 Meter und eine vierte Zahnradstrecke führt ebenfalls mit 1 : 18 von Vettelschoß auf die Höhe von Kau, halbwegs Notscheid. Ungeheure Dammbauten tragen den Bahnkörper im oberen Casbachtale.

Von den zwei Tunnels der Strecke durchbricht der eine mit 106 Meter Länge die Felsen von Krummenau bei Neustadt und der andere mit 150 Meter die Höhenrücken von Peterslahr. Die Strecke weist 80 größere Brücken auf, wovon 12 über die Wied führen. Riesige Felseinschnitte sind im Casbachtale für den Bahnkörper ausgebrochen worden, da, wo Umgehen unmöglich und Tunnellierung bei dem schmalen einspringenden Felsen nicht rätlich war.

Die immer enger zusammentretenden steilen Bergwände, zwingen uns, auf zwei gewaltigen Betonbrücken das Bett der Wied zu überschreiten. Einsam und verschwiegen lugt zur Rechten die Ruine Ehrenstein und die Klosterkirche durch das herbstlich gefärbte Laub hervor, nur kurze Zeit dem Auge des Beschauers sichtbar bleibend. Bald ist das freundliche Städtchen Neustadt erreicht, das, überragt von dem mächtigen Bergkegel des Bertennauerkopfes, fast ganz zwischen dunklen Tannen versteckt auf einer kleinen Anhöhe vor uns liegt.

Eine Eigentümlichkeit der neuen Bahn ist die Umrangierung der Lokomotive in Neustadt. Die Maschine, die bisher an der Spitze des Zuges ihren Platz hatte, wird abgekuppelt und an den letzten Wagen gespannt, so daß sie nunmehr den Zug zu drücken hat. Bei Wiedmühle verlassen wir das Tal der Wied und erreichen durch das fruchtbare Elsafftal, den Ort Elsaff. Hier beginnt die erste größere Steigung, die die Maschine zwingt, zum Zahnradantriebe überzugehen. Keuchend und langsam drückt die Maschine den Zug stoßweise die schwere Steigung hinan. Mächtige Rauchwolken zeugen von der schweren Arbeit, die sie zu leisten hat, um aus dem 170 Meter hochgelegenen Elsafftale über Vettelschoß zu dem 350 Meter hohen Bahnhof von St. Katharinen zu gelangen. In St. Katharinen macht die Bahn eine spitze Umkehr. Die Maschine, die den Zug mühsam die Höhe hinangedrückt hat, kommt jetzt ohne umrangiert zu werden, wieder an die Spitze des Zuges. Nach einer weiteren kurzen Steigung überschreitet die Bahn auf hoher Brücke die Landstraße nach Asbach, die hier 360 Meter hoch liegt. Das Landschaftsbild hat sich inzwischen wesentlich geändert. An die Stelle anmutiger Täler, durch die uns die Bahn zuerst führte, ist ein rauher, unwirtlicher Höhenrücken getreten, über den der kalte Herbstwind hinwegfegt. Ein weiter, prachtvoller Blick eröffnet sich hier dem Auge weithin auf die Höhen des Westerwaldes und auf die basaltgekrönten Kuppen der rheinischen Berge. Bei der Brücke über die Asbacher Straße beginnt die Bahn wieder zu fallen, um die etwa 300 Meter tiefer liegende Rheinebene zu erreichen. Hinter Calenborn wendet sie sich dem Casbachtale zu. In zahllosen Windungen schlängelt sich der Bahnkörper durch das von steilen Bergwänden eingeengte Tal. Die tiefe Schlucht von Ockenfels wird auf einer schönen 17 Meter hohen Hochpfeilerbetonbrücke genommen. Bald sind wir am Ende unserer Fahrt. In der Öffnung des Tales sehen wir das helle Band des Rheines erscheinen, das massige Massiv der Erpeler Ley und jenseits des Rheines das reizende Städtchen Remagen werden sichtbar. Wir haben Linz erreicht. -

Die Feierlichkeiten zur Eröffnung der Bahn nahmen am Montagmorgen in Linz ihren Anfang. Ein festlich geschmückter Sonderzug brachte die Teilnehmer aus dem Kreise Altenkirchen morgens nach Linz, wo man sich um 10.30 Uhr zu einem von der Stadt Linz gespendeten Frühstücke im „Europäischen Hofe“ vereinigte. Es waren etwa 170 Teilnehmer erschienen. Von den Ehrengästen erwähnen wir: Se. Durchl. Fürst zu Wied, Eisenbahnpräsident Martini (Köln), Reg.-Präsident Scherenberg (Koblenz), Reg.-Baumeister Weber, Geh. Reg.-Rat Landrat a. D. von Runkel (Neuwied), Reg.-Baumeister Leinemann (Linz), Landrat von Elbe (Neuwied), Landrat von Görschen, Geh. Reg.-Rat Gallo (Köln), Reg.-Baumeister Jochem, die Landtagsabgeordneten Heckenroth und Gerhardus und Reichtagsabgeordneten Krings.

Schriftleitung: Paul Hild u. H. K. Krämer. Beiträge an: Paul Hild, Altenkirchen (Ww.), Pestalozzistraße.